

Die Gleichheit

Zeitschrift für die Interessen der Arbeiterinnen

Die „Gleichheit“ erscheint alle vierzehn Tage einmal. Preis der Nummer 10 Pfennig, durch die Post vierteljährlich ohne Bestellgeld 55 Pfennig; unter Kreuzband 85 Pfennig. Jahres-Abonnement 2,60 Mark.

Stuttgart den 8. März 1905

Zuschriften an die Redaktion der „Gleichheit“ sind zu richten an Frau Klara Zetkin (Sundel), Wilhelmstraße, Post-Bezirk bei Stuttgart. Die Expedition befindet sich in Stuttgart, Turbach-Strasse 12.

Inhalts-Verzeichnis.

Aufruf der Generalkommission der Gewerkschaften Deutschlands zum fünften Kongress. — Maria Ewowna Verbitschewskaja. — Gegen einen Todfeind! — Die Hungerpeitsche der Blumenarbeiterinnen. Von N. — Diphtherie. Von Dr. Silberstein. — Aus der Bewegung: Von der Agitation. — Von den Organisationen. — Friedrich Lesner. — Politische Rundschau. Von G. L. — Gewerkschaftliche Rundschau.

Notizenteil: Gewerkschaftliche Arbeiterinnenorganisation. — Arbeitsbedingungen der Arbeiterinnen. — Frauenstimmrecht. — Frauenbewegung.

Feuilleton: Den Toten des März. Von Otto Krille. (Gedicht). — Der Heiratsvermittler. Von Ludwig Thoma. — Frage. Von Fröhlich-Essen. — Vorkämpfer. Von John Henry Mackay. (Gedicht).

An die gewerkschaftlich organisierten Arbeiter und Arbeiterinnen Deutschlands!

Der Gewerkschafts-Ausschuß hat beschlossen, daß am

Montag den 22. Mai 1905

der

Fünfte Kongress

der Gewerkschaften Deutschlands
in Köln am Rhein im Gürzenich-Saal

stattfinden soll.

Als Tagesordnung ist vorläufig vorgesehen:

1. Erledigung der geschäftlichen Angelegenheiten (Wahl der Kommissionen, Prüfung der Mandaten usw.).
2. Rechenschaftsbericht der Generalkommission und Beratung der Anträge betreffend:
 - a. Allgemeine Agitation;
 - b. Agitation unter den Arbeiterinnen;
 - c. Agitation unter den fremdsprachlichen Arbeitern;
 - d. Streikunterstützung und Streikstatistik;
 - e. Heimarbeit;
 - f. Beseitigung des Kost- und Logiszwanges beim Arbeitgeber;
 - g. „Korrespondenzblatt“.
3. Bericht über das Zentral-Arbeitersekretariat und Beratung der darauf bezüglichen Anträge.
4. Die Stellung der Gewerkschaften zum Generalstreik.
5. Die Gewerkschaften und die Maiseier.
6. Gewerkschaften und Genossenschaften.
7. Die Aufgaben der Gewerkschaftskartelle in der Gewerkschaftsorganisation.
8. Die gesetzliche Vertretung der Arbeiterschaft in Arbeitskammern oder Arbeiterkammern.
9. Beratung der nicht unter den vorstehenden Punkten erledigten Anträge.

Anträge zur Tagesordnung oder solche, welche auf die vorstehend genannten Tagesordnungspunkte Bezug haben, sind bis zum 8. April 1905 an die Generalkommission einzusenden. Sämtliche bis dahin eingegangene Anträge werden im „Korrespondenzblatt“ veröffentlicht, damit sie in den Gewerkschaften diskutiert werden können.

Der Kongress wird am 22. Mai 1905, morgens 9 Uhr, eröffnet, und wird bis einschließlich 27. Mai tagen.

Die Wahlen der Delegierten werden nach den von dem vierten Gewerkschaftskongress gegebenen Bestimmungen von den Vorständen der Zentralvereine ausgeschrieben werden.

Die Generalkommission der Gewerkschaften Deutschlands.

E. Legien, Berlin SO. 16, Engel-Ufer 15.

Maria Ewowna Verbitschewskaja.*

Die revolutionären Bewegungen, welche Rußland seit dem letzten Viertel des vorigen Jahrhunderts erschütterten, gehören zu den glänzendsten Ruhmesblättern in der Geschichte des weiblichen Geschlechts. Sie zeichnen sich vor den Freiheitskämpfen aller Länder durch die hervorragende Beteiligung der Frauen aus. In ihren verschiedenen Phasen sind Frauen in den vordersten Reihen der Kämpfer für eine bessere Zeit gestanden. Und die russischen Revolutionärinnen haben im Dienste ihrer Ideale eine Kühnheit des Geistes, eine Kraft des Willens, eine Reinheit der Bestimmung und Größe der Opferfreudigkeit bewiesen, die sie als Ebenbürtige neben die mutvollsten Helden des Altertums, die selbstverleugnendsten Märtyrer der christlichen Religion stellen. So war es in den Zeiten der utopistisch träumerischen Propaganda, als Hunderte von Frauen und Männern Verwandte und Freunde verließen, Beruf und Glück hinter sich warfen und als Verländer der Freiheit, Gleichheit und Brüderlichkeit „unter das Volk“ gingen. So war es in der furchtbar heroischen Periode des Terrors, als ein kleines Häuflein Todeskühner auf Leben und Tod mit den Sägen und Trägern des



Maria Ewowna Verbitschewskaja.

absolutistischen Regimes kämpfte. So ist es heute, wo das von der Sozialdemokratie zum Klassenbewußtsein gerufene Proletariat als entscheidende Hauptmacht im Kampfe gegen den Absolutismus steht. Was die russische Sozialdemokratie geworden ist und geleistet hat, das ist seit dem ersten Tage ihrer Existenz auch mit Frauenwerk.

Nur etwas Selbstverständliches ist es da, daß sich unter den Märtyrern des unvergeßlichen 22. Januar auch eine angesehene, unermüdete Genossin befindet: Maria Ewowna Verbitschewskaja. Nicht als Zufallsopfer des mordgierigen Despotismus ist sie, 26 Jahre alt, gefallen, sondern als bewußte Kämpferin, die aus klarer Erkenntnis und in freiem Willen ihr Leben für die Freiheit des Volkes in die Schanze schlug. Sie befand sich mitten unter den tapferen Petersburger Arbeitern, welche die ruchlose Niedermetzelung der friedlichen, vertrauensseligen Manifestanten mit dem Bau von Barrikaden beantworteten, welche der Gewalt des bluttriefenden Absolutismus die Gewalt des revolutionären Proletariats entgegenstellten.

Maria Ewowna Verbitschewskaja hat schon als Kind die starke, befreiende Lust revolutionärer Ideen eingeatmet. Ihr um vieles älterer Bruder war ein bekanntes Mitglied der alten terroristischen Narodnaja Wolja. Er war 1885 an dem mißlungenen Überfall auf die Charlower Post beteiligt und erschoss sich dabei, um den zarischen Hentern zu entgehen. Der Tod des Bruders hat ohne Zweifel mächtig auf die Seele Maria Ewownas gewirkt, hat sie mit glühender Sympathie für die revolutionären Kämpfe und mit der Überzeugung erfüllt, daß das Leben der Güter höchstes nicht ist. Schon als ganz junges Mädchen wurde sie eine eifrige Befürworterin sozialistischer Ideen. Nachdem sie den Feldscher- und Hebammenkursus beendet hatte, widmete sie sich mehr und mehr dem Dienste der Sozialdemokratie, und in den letzten Jahren gab sie sich ihm vollständig hin. Raslos

* Porträt und biographische Daten nach unserem russischen Bruderorgan „Istra“.

wirkte sie unter den hundertlei Schwierigkeiten und Gefahren mit denen die sozialistische Aufklärungsarbeit in einem Lande verknüpft ist, wo keine Versammlungs-, Rede- und Pressefreiheit, keine noch so armselige Volksvertretung existiert, wo selbst der Gedanke geheßt und gemordet wird. Mehr als einmal hefteten sich die Häscher an ihre Fersen, in Kasan und später in Saratoff war sie verhaftet. Nach jedem Ungewitter stand sie unverzagt wieder in den vordersten Reihen der Kämpfenden. Ihre leidenschaftliche Hingabe an die Sache der Freiheit und ihre außergewöhnliche Energie machten tiefen Eindruck auf alle, die sie kannten. Nicht allein im Kreise der Freunde, auch bei den Gegnern genoß sie hohe Achtung.

Als am 22. Januar die Flamme der Revolution hoch emporlohte, war sie auf ihrem Posten unter den Barrikadenkämpfern. Aus vier Wunden blutend brach sie zusammen. Die im Krankenhaus veruchte Operation blieb erfolglos. Auf ihrem Schmerzenslager wiederholte die Sterbende mehrmals: „Keinen Augenblick bereue ich, auf die Barrikaden gegangen zu sein.“ Diese Worte flüsternten noch ihre Lippen, als sie kurz vor dem Tode aus schwerer Bewußtlosigkeit zu voller Bestimmung erwachte.

Das Blut Maria Ewowna Verbitschewskajas ist für die Freiheit geflossen, die für das russische Volk unter Stürmen und Gewittern zu dämmern beginnt, von denen ein frischer, kräftiger Hauch über das Proletariat der ganzen Welt weht. Das internationale Proletariat senkt bewundernd und dankbar grüßend seine Fahnen vor dieser Märtyrerin, wie vor allen heldenmütigen Blutzengen der revolutionären Kämpfe in Rußland.

Gegen einen Todfeind!

In Saarburg, einem Städtchen der Reichslande, hat die Militärjustiz wieder einen ihrer Urteilsprüche gefällt, die jedem fühlenden, denkenden Menschen das Blut in heißen Wellen des Mitgeföhls und der Empörung zum Herzen treiben müßten. Vier Mann wurden zusammen zu zehn Jahren ein Monat Zuchthaus und zehn Jahren Gefängnis verurteilt. Einer der Unglücklichen soll fünf Jahre einen Monat, der andere fünf Jahre im Zuchthaus büßen. Wofür? Etwa für ein besonders schweres Verbrechen, das nach dem bürgerlichen Recht und Gesetz mit der langsamen Vernichtung des Lebens geahndet wird, auf welche solch lange Zuchthausstrafe für die meisten hinausläuft? Mit nichten. Das Verbrechen der Verurteilten besteht alles in allem in einer ziemlich harmlos verlaufenen Prügelei mit einer Patrouille, von der sich die betrunkenen Mannen beleidigt glaubten, und der sie tätlich angreifend nachteilten. Nach den Begriffen des Militärstrafgesetzes, richtiger des Militarismus, sollen sie sich damit eines Aufruhrs schuldig gemacht haben.

Gewiß, dem Vorgang, welchen die Militärrichter so hart strafen, fehlen die Züge der Vorkommission, welche vor kurzem das Urteil der Dessauer Militärjustiz doppelt und dreifach als unsinnig und barbarisch empfinden ließen. Bei der Prügelei handelte es sich diesmal nicht um das ehrenvolle Bemühen von Soldaten, Frauen gegen die Nothheiten eines betrunkenen Vorgesetzten zu schützen und diesen selbst vor brutalen Auschreitungen zu bewahren. Auch das natürliche Recht der Notwehr kam nicht in Betracht, welches vom bürgerlichen Gesetz anerkannt wird, das aber das Dessauer Urteil denen absprach, die allen Menschen dadurch vorgezogen sein sollen, daß sie des „Königs Rod“ angezogen haben. Die ihrer Sinne nicht mächtigen Mannen begannen die Prügelei, weil sie sich dem im Heere herrschenden Kastengeist entsprechend in ihrer „höheren“ Reiterehre durch Angehörige einer „niedrigeren“ Waffengattung gekränkt fühlten.

Trotzdem bleibt der Spruch der Saarburger Militärjustiz furchtbar genug. Mit erschütternder Stimme schreit er hinaus in die deutschen Lande und lenkt die Aufmerksamkeit auf den Wahnsinn und die Barbarei der Militärjustiz, die doch so milde Recht sprechen kann, wenn die Bräuwewe und Hüßener vor ihren Schranken stehen. Das Maß des Verderbens, das sie „von Rechts wegen“ stiften, ist längst voll und übergewollt. Jedoch nur hoffnungsfelige Loren können erwarten, daß in nächster Zukunft der Geist finsterster Gewaltherrschaft, der sie geboren, von einer gründlichen Reform gebannt werden wird. Die Militärjustiz mit ihren Greueln, die dem gesunden Menschenverstand schier unfassbar dünken, ist das legitime Kind des Militarismus, welcher die Aufgabe hat, mit gezogenen Kanonen die „ungezogenen Nationen“ zur Kasse zu bringen, die Ausbeuteten in der Knechtschaft der Ausbeutenden zu halten. Und ebensowenig wie ein leiblich Zurechnungsfähiger sich freiwillig die rechte Hand abschneiden wird, sind die herrschenden Klassen geneigt, durch eine tiefgreifende Reform der Militärjustiz das Wesen des Militarismus selbst anzutasten.

Nur in diesem Zusammenhang der Dinge wird es begreiflich, warum Urteile, wie sie in Dessau und Saarburg gefällt worden sind, wie sie ähnlich schon zu Duzenden fielen und jeden Tag aufs neue fallen können, in der bürgerlichen Welt kaum einen schwachen Widerhall des Mitleids, kaum einen Ton des Protestes auslösen. Die Kreise, die tagtäglich durch ihre Pressbedienten in hohem Chor ihre Geistes- und Herzenskultur, ihre Humanität rühmen lassen, sie schweigen, wenn Söhne des Volkes wegen Nichtigkeiten auf Jahre hinaus aus der menschlichen Gesellschaft ausgeschlossen werden, in leiblicher und seelischer Qual dahinsiechen müssen. Wo bleibt der Protest der feinfühligsten, edlen Damen, die im Namen der Humanität gegen die überflüssige Quälerei von Hund und Kaninchen bei der Vivisektion mit hochlobernder Entrüstung die ganze Welt mobilisieren möchten, die bittere Tränen ob eines gepregelten Droschfengauls vergießen? Wo die flammende Empörung der sanften Friedensapostel, welche den Krieg fortspalmodieren oder wenigstens seine Schrecken „humanisieren“ wollen? Wo die energische Aktion der „akademischen Jugend“, der „Blüte der Nation“, wie sie sich im bourgeoisen Hochgefühl des wohlgefüllten Geldbeutels nennt, sie, die so eifersüchtig die akademische Freiheit des Adambachens hüten? Wo die Schilderhebung der bürgerlichen liberalen Presse, die monatelang bittere Tränen vergoß ob des Loses, das die französische Militärjustiz dem Hauptmann Drenfus bereitet hatte?

Das deutsche Proletariat steht allein in seinem Kampfe gegen die mit Rechtsformeln verummte brutale Gewalt der Militärjustiz. Und es führt diesen Kampf, wie es ihn führen jede Stunde vor der gleich furchtbaren Möglichkeit zittern, daß die Militärjustiz ihr Kind wegen einer ritterlichen Tat oder eines Dummengungensfrechts hinter Zuchthausmauern begräbt. Ist es dafür, ihr Proletarierinnen, daß ihr unter Schmerzen Söhne gebärt, unter Mühen und Sorgen, vielleicht unter Hunger und Kummer groß zieht? Schweigen, angesichts der Verbrechen des Militarismus, der nicht davor zurückbebt, dem Sohne den Mord von Vater und Mutter zu befehlen, heißt sich zu Mitschuldigen machen. Wo immer kämpfende Proletariat sich zusammensind, da mühen die Genossinnen die Aufmerksamkeit der Frauen des merktätigen Volkes auf die Untaten des Militarismus, auf sein kultur-schänderisches, freisheitsmörderisches Wesen lenken und sie zum unversöhnlichen Kampfe rufen gegen diesen ihren Todfeind.

Die Hungerpeitsche der Blumenarbeiterinnen.

Die tollsten Orgien feiert der Kapitalismus da, wo die seiner Ausbeutung unterworfenen Arbeiterschaft ihm unorganisiert, widerstandsunfähig gegenübersteht, wie es durchweg der Fall ist bei den zahlreichen Heimarbeitern und Heimarbeiterinnen des oberen Erzgebirges. Dort können die Unternehmer uneingeschränkt verfahren, wie es ihren Neigungen entspricht.

Von einem soll hier heute die Rede sein. Herr Otwin Jehmlich in Olbernhau ist ein Mann, der es verdient, daß sein Name in weiteren Kreisen bekannt wird. Otwin Jehmlich ist ein ehrenwerter Mann. Vom Richter würde sich Jehmlich dies wahrscheinlich bescheinigen lassen, so sich jemand herausnehmen wagte, das Gegenteil zu behaupten. Wir halten es für wahrscheinlich, daß Otwin Jehmlich auch ein frommer Mann sein will.

Der Blumenfabrikation widmet Jehmlich seine Kraft. Das heißt, nicht er selber verfertigt künstliche Blumen. Er gehört zu den Wohlthätern der erzgebirgischen Bevölkerung, die neue Industriezweige einführen. In jedem Amtsblatt kann man lesen, daß diese Wohlthäter von echt vaterländischem Geiste erfüllt sind. In die Täler des Erzgebirges, wo früher Arbeitsgelegenheit knapp war, da haben diese warmherzigen Kapitalisten neue Industriezweige gebracht; natürlich der armen Bevölkerung wegen, beileibe nicht um des eigenen Profits willen.

Otwin Jehmlich ist ein Gemütsmensch. Er sagt sich, daß jungen und älteren Männern die harte Arbeit in Fabrik und Feld zukommt. Dem schwachen weiblichen Geschlecht und den zarten Kinderchen wendet er sein Wohlwollen zu. Er sorgt dafür, daß sie möglichst viel unter Blumen weilen können. Tag und Nacht möchte er sie davon umgeben sehen.

Jehmlich ist kein Freund der kapitalistischen Fabrikarbeit. Er gehört zu den warmherzigen Unternehmern, die der Meinung sind, daß die Frauen und die Kinder ins Haus gehören. Dort bietet er ihnen Gelegenheit, die vielen Mißstunden mit reizvoller, spielerischer Tätigkeit auszufüllen. Blumig gestaltet er für zahlreiche Frauen und Kinder das Leben. Ohne Rücksicht auf das Alter dürfen sie sich der Blumen freuen. Sowie die Kinderchen nur die Finger zu rühren vermögen, dürfen sie teilnehmen an der Lust und der Freude, die dank Otwin Jehmlich in verschwenderischer Fülle in die engen erzgebirgischen Hütten in und um Olbernhau hineinströmen. Andere Menschenkinder können sich nur im Mai und in den Sommermonaten unter Blumen ergehen. Jehmlich ermöglicht es, daß das ganze Jahr hindurch nicht wenige Menschen sich förmlich in Blumen vergraben.

Eisig pfeift der Wind über den Stamm des Erzgebirges. Schwere Regenwolken jagt er vor sich her. Kalte Regen-

schauer peitschen die letzten Blätter von Bäumen und Sträuchern. Kein armseliges Blümlein ist mehr im Freien zu finden. In zahlreichen Proletarierhütten aber zaubert Otwin Jehmlich Blumen in verschwenderischer Fülle und glänzender Pracht hervor. Förmliche Blumenmeere gibt es in den engen Stuben, in denen es bei dem häßlichen Wetter Frauen und Kinder doppelt wohl sein muß.

Dahliaen und Chrysanthemem ganz besonders formen sich infolge Jehmlichs zauberischem Gebot. Kommende Geschlechter sollten dankbar seiner gedenken. Das Vaterland wird ihn ehren. Orden und Titel und Reichthum seien der Lohn des Blumenmannes.

Wie läßt der warmherzige Mann, diese Zierde unter den Fabrikanten des oberen Erzgebirges, den blumigen Segen in überwältigender Fülle erstehen? Wie heißt die Zauberrute in seiner Hand?

Die Hungerpeitsche!

O, dieses Zaubersinstrument ist den mit den Wohlthäten vaterländisch gesinnter, warmherziger, frommer Unternehmer beglückten Proletariern des oberen Erzgebirges nur zu wohl bekannt. Otwin Jehmlich aber, der Blumenfabrikant von Olbernhau, dessen Ruhm noch lange laut verkündet werden soll, versteht ganz anders damit umzugehen als seine frommen Kollegen, die sich gleich ihm um das Wohl der Erzgebirgler sorgen. Wir rühmen ihn!

Im Olbernhauer Amtsblatt, dem „Erzgebirgischen Generalanzeiger“ vom 13. November 1904, machte Jehmlich in einem großen Inserat folgendes Zaubersprüchelein bekannt:

Hausarbeiterinnen, die nächste Woche nicht mindestens das doppelte Quantum Dahliaen und Chrysanthemem fertigen, verlieren nach dem Totenfest die Beschäftigung. Otwin Jehmlich Blumenfabrik.

„Mindestens das doppelte Quantum!“ Und die fürchterlichste Strafe, die es gibt, der Hunger, trifft die, deren Kraft dazu nicht ausreicht.

Was bedeutet die Forderung Jehmlichs an die Hausarbeiterinnen?

Eine Reihe von Wochen schon hat die Saison für die Fabrikation der in Frage kommenden Blumen gedauert. Sehr früh am Morgen schon, lange ehe auch nur ein Schimmer von Tageslicht die runden Gipfel des Erzgebirges beleuchtete, herrschte emsige Tätigkeit in den dürftigen Proletarierheimen, in denen das Zaubersprüchelein des ehrenwerten Herrn Otwin Jehmlich Beachtung finden mußte. Herausgerissen aus süßem Schlummer, dem sie sich erst spät hingeben konnten, saßen neben der Mutter die Kinder um die nur träben Schein spendende Petroleumlampe, um in jagen-der Hast die in allen Farben leuchtenden Blumen erstehen zu lassen, für die Herr Jehmlich unpagbar hohen Lohn zahlte. Gebeugt über die Arbeit saßen die Kinder, von zürnenden Worten der Mutter dann angespornt zu nie rastender Tätigkeit, wenn die kleinen Hände ermüden wollten. In Eile nur vermögen sie die Schule pünktlich zu erreichen. Hastig geht es von der Schule wieder in die Stube nach Hause, die Otwin Jehmlich ihnen zu blumigen Gefilden nach seiner Art umwandelte. Auch wenn die Winde weniger schneidend über die Berge stürzten und durch die Täler heulten, bliebe dieser Jugend nicht Zeit, sich im Freien zu tummeln. Bis spät am Abend sitzen sie wieder um die trübe Lampe inmitten der Blumen. Der Zauberstab Jehmlichs, die Hungerpeitsche, winkt, ein fürchterlicher Antreiber. So war es in letzter Zeit schon! Und nun mindestens das doppelte Quantum!

Wie es geleistet werden kann, begreift man kaum. Aber es wird geleistet. Denn Jehmlichs Hungerpeitsche droht! Die Beschäftigung verliert, wer nicht genügend liefert!

In fiebriger Eile regen sich nun die Finger. Was tut's, wenn nicht Zeit bleibt für die Frau, dem Gatten und den Kindern das gewohnte dürftige Mahl zu bereiten?

Die Hungerpeitsche winkt!

In diesen Tagen verblühte das Lämpchen nicht viel in den Behausungen, die Otwin Jehmlich zu Blumenplantagen umwandelte. Ein Schluck schlechter Kaffeebrühe muß die Lebensgeister der übermüdeten Kinder immer wieder anregen. Wollen auch die Augen, denen der Schlaf gewaltsam ferngehalten wird und auf die die bunten Blumenfarben schmerz-erregend wirken, durchaus sich schließen, es darf nicht sein. Die Hungerpeitsche droht! Doch Otwin Jehmlich ist ein ehrenwerter Mann!

Wo die Kraft der Frau und der Kinder nicht ausreicht, um den übermenschlichen Anforderungen zu genügen, dürfen fremde Kinder als Lohnarbeiter der Heimarbeiter sich der Jehmlichschen Blumenpracht freuen. Im frommen Lande Sachsen ist das sehr gut möglich. Deshalb kann der Ruhm der deutschen Sozialreform nach wie vor amtlich in alle Winde hinausposaunt werden.

Mergler nur und Heger finden, daß die vaterländischen Zustände unerträglich, himmelschreiend sind. Die kapitalistischen Jehmliche wissen es besser, wie wohl es dem Volke ergeht. Staatserhaltend bis auf die Knochen, wie sie sind, rufen sie göttliche und irdische Macht an, die Bösen zu verderben, die den genügsamen Sinn der bedürftigsten obererzgebirgischen Bevölkerung vergiften und sträfliche Begehrlichkeit zu wecken suchen.

Bald nachdem Herr Jehmlich zu „seinen“ Hausarbeiterinnen gesprochen, erkönten die Kirchenglocken im Sachsenlande. Buße sollte die verderbte proletarische Bevölkerung tun. Auch in die Hütten der Lohnsklaven, die für Otwin Jehmlich leuchtende Dahliaen und Chrysanthemem in ungeheurer Menge herstellen, drang der eherner Glockenton und erinnerte daran, daß sie in einem christlichen Lande leben und daß zahlreiche Männer in den Gotteshäusern mahnend und drohend bessere Befolgung der Lehren des Nazareners heischen. Sie konnten den würdigen Männern in Talar und Bässchen nicht lauschen

Dahliaen und Chrysanthemem in doppeltem Quantum mußten sie liefern. Der Bußtag ist auch ein gesetzlicher Ruhetag. Was tut's? Otwin Jehmlich ist doch ein frommer Ordnungsmann!

Zum Totensonntag mußten die Blumen geliefert werden. Als frommer Christenbrauch wird von den ehrenwerten frommen bürgerlichen Blättern gepriesen, daß die Gräber der Heingegangenen mit leuchtenden Blumen geschmückt werden. Niemand fragt, wie die Blumen entstanden sind, niemand kennt die Leiden der Frauen und Kinder, die sie anfertigten. Um die Toten klagt man und schmückt ihre Ruhelstätten; Hunderte von Glocken mahnen, ihrer zu gedenken. Das Los der Lebenden im Erzgebirge sollte man nur etwas menschlicher gestalten! Mit tausend ehernen Stimmen verdient ihr Gend in die Welt hinaus geschrien zu werden.

Ob unser Ruf auch nur einen Widerhall in bürgerlichen Blättern findet? Ein Narr nur kann es glauben!

Wenn Otwin Jehmlich aber einst ein reicher Mann ist, dann darf man sicher sein, daß Duzende von vaterländischen Blättern ihn als Wohlthäter der Armen priesen und ihn wie wir heute einen „ehrenwerten“ christlich frommen Mann nennen.

Er schwang die Hungerpeitsche, was tut's! Es gibt viele Jehmliche im sächsischen Erzgebirge. Otwin überrascht nur durch die Eifersüchtigkeit und Brutalität, mit der er öffentlich die Peitsche schwingt und den Verlust der Beschäftigung androht denen, die nicht mindestens das doppelte Quantum liefern.

Diphtherie.

Von Dr. Silberstein.

Diphtherie — schon das Wort allein genügt vor einer kurzen Spanne Zeit, um alle Eltern in Angst und Schrecken zu versetzen und sie um das Leben ihrer Kinder bangen zu machen. Diphtherie war der gefürchtetste Feind der Jugend, der oft gerade die bestentwickelten und gesündesten Kleinen dahintrastete. Starke doch nach Kalischer in Preußen von 1875 bis 1887 durchschnittlich jährlich etwa 45000 Menschen (darunter 98 Prozent unter 15 Jahren) an Diphtherie. In Berlin allein waren nach den Veröffentlichungen des Statistischen Amtes im Jahre 1882 und 1883 unter 65521 Sterbefällen 5066, in den Jahren 1885, 1886 und 1887 unter 96200 Sterbefällen 4948 durch Diphtherie bedingt. Die Wissenschaft stand der Seuche völlig machtlos gegenüber. Heilmittel über Heilmittel wurden erprobt, ohne daß auch nur eines einen durchgreifenden Erfolg erzielt hätte. Schreibt doch der bekannte Kliniker Strümpell noch in seinem Buche, das 1894 erschien, über die Heilmittel gegen Diphtherie: „Schon die unabsehbar große Zahl der gegen Diphtherie empfohlenen Heilmittel beweist, daß keines derselben von wirklich eingreifender Wirkung ist. In den gutartigen Fällen hilft jedes Mittel, in den schlimmen keines.“

Wie glücklich können wir uns preisen, daß die Wissenschaft über diese Krankheit einen Sieg davongetragen hat und sie aus einer der bösartigsten Seuchen in eine verhältnismäßig ungefährliche verwandelte. Es ist eine in der Heilkunde altbekannte Erscheinung, daß die Krankheiten, deren Heilung der Wissenschaft noch nicht gelungen ist, das beste Feld für Kurpfuschereien aller Art abgeben. Die Angabe, unheilbare Krankheiten heilen zu können, ist noch immer das beste Zugmittel für den Kurpfuscher, da der Mensch sich in der Not an den Strohhalme klammert und viel leichter dem Kurpfuscher glaubt, der ihm Heilung verspricht, als dem Wissenschaftler, der keine Heilungsmöglichkeit sieht. Es ist daher begreiflich, daß die Zahl der Geheimmittel und Kurpfuschereien gerade bei Diphtherie eine große war, von denen sich auch in unsere Zeit eine ganze Menge, so zum Beispiel die „berühmten“ Leertropfen, hinübergerettet haben. Diese Geheimmittel stiften sicher auch jetzt noch häufig großen Schaden, weniger vielleicht durch ihre Wirkung selbst, als dadurch, daß für die richtige Behandlung der geeignete Zeitpunkt verpaßt wird. Auch die Naturheilkunde, die in der Wasserbehandlung das Heilmittel gegen alle Krankheiten sieht, kann in gleicher Weise schädlich wirken. Es soll gewiß der Wert des Wassers als Heilmittel nicht angezweifelt werden, allein es steht nach dem heutigen Stande der Wissenschaft völlig unzureichend ist und unbedingt der modernen Behandlung weichen muß, der Behandlung mit Heilserum.

Die Entdeckung des Heilserums ist ein Triumph des neuesten Zweiges der Naturwissenschaft, der Bakteriologie. Wie oft kann man nicht in Laienkreisen oder in Naturheilversammlungen über die Lehre von den Krankheitserregern spotten hören von Leuten, die keine Ahnung von der Bedeutung dieser Wissenschaft haben; ja selbst von Leuten ohne Voreingenommenheit kann man die Ausrufung hören, was nützt es uns zu wissen, welche Bazillen die einzelnen Krankheiten erregen, wenn damit nicht auch die Heilung erzielt wird. Gerade an der Diphtherie kann man sehen, daß durch die Entdeckung der Krankheitserreger, das Studium ihrer Lebenserscheinungen und Lebensäußerungen auch das Mittel gefunden wurde, sie unschädlich zu machen. Die Diphtheriebazillen wurden von Löffler entdeckt; das Heilmittel gegen die Krankheit gefunden zu haben ist das Verdienst Behrings. Die Wirkung des sogenannten Heilserums beruht auf der Tatsache, daß sich im Blute von Pferden, die man künstlich diphtherietrank gemacht hat, und welche die Krankheit überstanden haben, während der Krankheit sogenannte Schutzstoffe bilden, die imstande sind, das Gift der Diphtheriebazillen unschädlich zu machen, und so den Körper in den Stand setzen, sich seiner üblen Wirkungen zu erwehren.

Dies Prinzip wandte Behrens praktisch an, indem er Gift von Diphtheriebazillen Pferden einspritzte und den Tieren nach ihrer Genesung die Schutzstoffe entnahm, die sich in der Blutflüssigkeit, dem sogenannten Serum, vorfinden. Spritzt man dieses noch besonders zubereitete und dosierte Serum diphtheriekranken Menschen ein, so ist es imstande, das eigentliche Diphtheriegift unschädlich zu machen und die Krankheit zu heilen.

Dass diesem Serum eine große Heilungsfähigkeit inne-wohnt, ist durch eine Reihe von Statistiken erwiesen. Während des Jahrzehntes, seitdem es angewandt wird, hat es die Diphtheriesterblichkeit in ungeahnter Weise herabgesetzt. Nicht nur verlaufen jetzt im großen und ganzen bei der Heilserum-behandlung die einzelnen Diphtheriefälle viel leichter und schneller wie früher, auch die schwereren Diphtherieepidemien, wie sie vormals so oft vorkamen, sind fast ganz ausgeblieben. Nun haben sich selbstverständlich Leute gefunden, die als Ur-sache der Abnahme der Diphtheriesterblichkeit nicht das Heil-serum, sondern allgemeine gesundheitliche Einrichtungen und eine Milderung der Diphtherieepidemien selbst feststellen wollen. Es ist dieselbe Behauptung, wie sie von den Impf-gegnern betreffs der Pocken vorgebracht wird. Nachdem die Pocken durch die Entdeckung der Wissenschaft unschädlich gemacht sind und viel von ihrem früheren Schrecken ver-loren haben, soll nicht das Heilmittel, sondern alle möglichen anderen Dinge die Ursache der Unschädlichmachung sein. Leute, die die frühere Schwere einer solchen Seuche aus dem Gedächtnis verloren haben, sind gern bereit, dies zu glauben, und solche Anschauungen zum Schaden des allgemeinen Wohles zu propagieren. Merkwürdig ist nur das eine, daß gerade von dem Moment der Heilserum-behandlung an die Diphtheriesterblichkeit sich so bedeutend verminderte und mit geringen Schwankungen gegen früher niedrig blieb, während bei anderen Krankheiten, gegen die wir leider noch kein so gutes Mittel wie das Heilserum be-sitzen, zum Beispiel beim Scharlach, die Sterblichkeit nach wie vor eine gleich hohe blieb. Diese Tatsachen sollten doch die Gegner der Serumbehandlung davon überzeugen, daß sie sich im Irrtum befinden.

Den besten Beweis für die große Wirksamkeit der Heil-serumbehandlung liefern aber jene Fälle von Diphtherie, die früher in der großen Mehrzahl zum Tode führten, näm-lich diejenigen, bei welchen wegen Kehlkopfverschlusses in-folge Herabwachsens der Diphtherie der Luftröhrenschnitt ausgeführt werden mußte. Bei diesen schwersten Formen der Erkrankung starben vor der Anwendung des Heilserums über 60 Prozent der Erkrankten, während jetzt 26 Prozent und noch weniger daran zugrunde gehen. Aber es kommt jetzt gar nicht mehr häufig zu so schweren Erkrankungen, und es würde noch viel weniger dazu kommen, wenn die Forderung erfüllt würde, so schnell wie möglich, am ersten Tage der Erkrankung schon, die Heilserumeinspritzung aus-führen zu lassen. Darüber sind sich die verschiedenen Sta-tistiker einig, daß, je früher das Heilserum angewendet wird, um so sicherer die Heilung zu erwarten ist. Nach Sanghofner starben von Kindern, die

am ersten Tage gespritzt wurden	0—2%
„ zweiten „	8—10%
„ dritten „	14%
„ vierten „	17—23%

Baginski berichtet über 470 mit Serum behandelte Fälle: von 111 am 1. Tage mit Serum behandelten starben 8 = 2,70%
 • 134 = 2. „ „ „ „ 14 = 10,45%
 • 92 = 3. „ „ „ „ 13 = 14,13%
 • 52 = 4. „ „ „ „ 12 = 23,07%
 • 39 = 5. „ „ „ „ 14 = 35,00%
 usw.

Die Sterblichkeit an Diphtherie könnte also so gut wie ganz beseitigt werden, wenn frühzeitig bei jeder Erkrankung des Halses, ohne erst kostbare Zeit verstreichen zu lassen, ärztliche Hilfe in Anspruch genommen würde. Da die Diphtherie häufig gar keine Halsschmerzen macht, so sollte ede Mutter bei Unwohlsein ihrer Kinder, auch wenn sie nicht über den Hals klagt, diesen doch sofort genau besichtigen. Bei geöffnetem Munde sieht man zunächst von der Mitte des Gaumens nach der Zunge zu das Rapschen herabhängend. Von diesem gehen nach rechts und links zwei hintereinander-liegende Bögen ab, die Gaumenbögen, zwischen denen an beiden Seiten mehr oder weniger große Wulste, die Mandeln, liegen. Ist auf diesen oder den Innenbögen und dem Rapschen ein weißer oder grauweißer Belag vorhanden, so ist es Zeit, einen Arzt in Anspruch zu nehmen. Wird es sich dabei auch nicht selten herausstellen, daß es sich nur um eine harmlose Halsentzündung handelt, so ist es doch für den Fall der echten Diphtherie wichtig, so früh wie möglich die Einspritzung auszuführen. Alle übrigen Behandlungsarten, Packungen, Umschläge, Gurgelung, Zitronenwasser und andere Mittel treten demgegenüber durchaus in den Hintergrund, weil mit ihrer Anwendung unersehbare Zeit für die richtige Behandlung verloren geht. Durch die Heilserumeinspritzung verändert sich das ganze Krankheitsbild der Diphtherie gegen früher. Die Kinder machen in den meisten Fällen gar keinen schwerkranken Eindruck; selbst wenn der ganze Hals noch dick mit Belägen bedeckt ist, sitzen sie vergnügt im Bett, fiebern wenig, bekommen bald Appetit und die Abstoßung der Diphtheriehäute findet in außerordentlich kurzer Zeit statt.

Die Gegner der Heilserumbehandlung möchten auch alle Nachkrankheiten der Diphtherie der Serumbehandlung in die Schuhe schieben. Demgegenüber muß hervorgehoben werden, daß diese Nachkrankheiten, besonders die Lähmungen der Augen-muskeln und des Gaumens, die Nierenentzündungen und Herz-erkrankungen, lange vor der Serumbehandlung bekannt waren, und daß diese Nachkrankheiten seit der Serumbehandlung zwar nicht aufgehört haben, aber eher leichter und schneller verlaufen,

als es früher der Fall war. Die Hoffnung ist durchaus be-rechtigt, daß auch diese Nachkrankheiten der Diphtherie nicht mehr vorkommen werden, wenn alle Fälle rechtzeitig mit Heilserum behandelt würden. In der ersten Zeit der Heil-serumbehandlung, als man es noch nicht so vollkommen wie jetzt herstellen konnte, kamen zuweilen nach der Einspritzung Hautausschläge und Gelenkschwellungen vor, die aber stets bald ausheilten und in den letzten Jahren so gut wie gar nicht mehr beobachtet wurden.

Wir müssen also zu dem Schluß kommen, daß das Heil-serum einen außerordentlichen Fortschritt für die Behandlung der Diphtherie bedeutet, daß es ein durchaus unschädliches Mittel ist, das, frühzeitig und richtig angewandt, eine schnelle Heilung der Diphtherie herbeiführt und dadurch einem der bössartigsten Bürger der Kinderwelt Halt gebietet.

Aus der Bewegung.

Von der Agitation. Am 2. Februar fand in Dresden-Lößtau eine großartig besuchte Frauenversammlung statt. Genossin Kähler behandelte in ausführlicher Weise das Thema: „Was ist die Bestimmung des weiblichen Geschlechtes: dulden oder kämpfen?“ Es kennzeichnet die freundlichen Gefühle der deutschen Bundesregierungen für die russische Willkürherrschaft, daß der überwachende Be-ame kein Wort der Kritik an den grauenvollen Zuständen dulden wollte, unter denen das russische Volk schmachtet, und daß er der Referentin mit Wortentziehung drohte. Es schien, als ob die Versammlung sich überhaupt einer be-sonderen Aufmerksamkeit seitens der Behörde erfreute: ein ziemlich starkes Aufgebot von Schulleuten hatte im Lokal Posto gefaßt. Trotz alles Bemühens, nicht mit dem Über-wachenden in Konflikt zu kommen, versiel die Referentin doch im Schlusswort der „strafenden Gerechtigkeit“. Bei einem Hinweis auf das Beispiel von Hammer und Ambos wurde sie mit dem sächsischen Maulkorb (der Wortentziehung) be-glückt. Der Erfolg der Versammlung war ein recht guter; 46 neue Mitglieder wurden für die Parteiorganisation ge-wonnen. — Am 12. Februar fand eine recht gut besuchte Versammlung der Textilarbeiter in Leßwitz in Schlesien statt. Trotz des starken Schneetreibens waren die Frauen zahlreich aus den umliegenden Dörfern herbeigeeilt, um den Vortrag der Genossin Kähler über „Lebensmittelpreise und Arbeiterlöhne“ zu hören, der durch die traurigen Erwerbs-verhältnisse am Orte aktuelle Bedeutung gewann. Dem Textilarbeiterverband wurden 15 neue Mitglieder zugeführt, die hoffentlich fest zur Fahne der modernen Arbeiterbewegung stehen.

Um Aufklärung unter den proletarischen Frauen zu ver-breiten und sie der gewerkschaftlichen wie politischen Organi-sation zuzuführen, fanden eine Reihe öffentlicher Versamm-lungen statt, in denen Genossin Wackwitz referierte. Für den Verband der Blumen-, Blätter- und Pufffedern-arbeiterinnen sprach sie in Versammlungen zu Sebnitz und Potschappel, die beide nur mäßig besucht waren und bekundeten, wie schwer es hält, gerade die so organisations-bedürftigen Arbeiterinnen der Branche für die Gewerkschaft zu gewinnen. Schlecht war die Versammlung in Großschachwitz besucht, welche die Handlungsgehilfinnen der Organisation zuzuführen sollte. Nicht einmal die im Konsumverein be-schäftigten Verkäuferinnen wohnten ihr bei, und doch sollten es gerade diese als ihre Pflicht betrachten, ihren Kolleginnen mit gutem Beispiel voranzugehen, weil ihrer gewerkschaft-lichen Organisation und Betätigung seitens ihrer Arbeit-geber nicht die geringsten Schwierigkeiten in den Weg ge-stellt werden. In Baugen erfreute sich die Versammlung, welche der Fabrikarbeiterverband einberufen hatte, eines glänzenden Besuchs. Der geräumige Saal wie die anstoßende Gaststube waren von Arbeitern und Arbeiterinnen dicht gefüllt, die zum Teil keine Sitzgelegenheit mehr fanden und stehend den Vortrag folgten. In der Diskussion wurden schandbare Löhne festgestellt, über die wir später berichten. Für den Holzarbeiterverband fanden zwei Versamm-lungen in Dresden statt; die eine wendete sich an die Ar-beiter und Arbeiterinnen der Saloufiefabrikation, die andere an diejenigen der Drechlerei und der Kamm-industrie. Auf die höchst verbesserungsbedürftigen Arbeits-bedingungen der einen und der anderen werden wir noch zurückkommen. Über „die wirtschaftlichen Kämpfe“ und „die Stellung der Frau“ referierte Genossin Wackwitz in zwei Frauenversammlungen, die von den sozialdemokratischen Vereinen zu Großenhain und Dresden-Striesen ein-berufen worden und beide sehr gut besucht waren. In der letzteren Versammlung zeigte nicht bloß das Publikum, sondern auch die liebe Polizei ein lebhaftes Interesse an den Ausführungen der Referentin. Der Überwachende gestattete derselben nämlich nicht, kurz auf die revolutionären Kämpfe in Rußland einzugehen. Der Aufforderung der Vorsitzenden entsprechend, ehrte die Versammlung die Kämpfer für politische Freiheit und die Opfer des zarischen Despotismus durch Erheben von den Sitzen. Genossin Wackwitz referierte noch in zwei Diskussionsabenden, welche von der sozial-demokratischen Organisation aus in Mügeln und Dresden-Neustadt veranstaltet worden waren. Prädigt war die Beteiligung an dem Abend in Mügeln, in Neustadt ließ da-gegen der Besuch zu wünschen übrig, ganz besonders seitens der aufgeklärten Genossinnen, die doch durch ihre Anwesen-heit und ihr Eingreifen in die Debatten den Abend an-reichend gestalten und durch ihr Beispiel die neugewonnenen Kämpferinnen anspornen und ermutigen sollten. Eine öffent-liche, sehr gut besuchte Versammlung der politischen organi-sierten Frauen Lößtau fand am 9. Februar statt. Genossin Frings rezitierte aus: „Die größte Sünde“, von Otto Ernst.

Der Vortragende erntete für seine prächtige Leistung, die alle fesselte, reichen Beifall. Ehe die Vorsitzende die Versamm-lung schloß, nahm noch Genossin Wackwitz zu einer kurzen Ansprache das Wort. Die Veranstaltung dieses Abends brachte uns einige Neuaufnahmen. Nunmehr sollen in Lößtau alle vier Wochen öffentliche Frauenversammlungen stattfinden; die Zahl der organisierten Genossinnen, 110, verpflichtet dazu, ihnen regelmäßig Gelegenheit zur Ver-tiefung ihrer Schulung zu bieten. Die Genossinnen werden die Erneuerung mit Freuden begrüßen. Auch an anderen Orten des Wahlkreises Dresden-Land sollen solche Frauen-versammlungen veranstaltet werden. Alle Versammlungen haben dem Befreiungskampf des Proletariats neue Streiter und Streiterinnen zugeführt. Mögen sie im Kampfe treu aushalten. Unsere Zeit ist eine ernste, sie fordert Mähen und Opfer, die nicht versagt werden dürfen und die sich wohl belohnt machen. Marie Wackwitz.

In mehreren öffentlichen Versammlungen, politischen und gewerkschaftlichen Charakters, sprach in letzter Zeit Genossin Grünberg-Berlin. „Wie sollen wir unsere Kinder erziehen und was fordern wir von der Schule“, war das Thema, das sie in Driesen behandelte. Sie betonte dabei besonders die Notwendigkeit, den Religionsunterricht aus der Schule zu entfernen und die Kinder statt auf ein sagenhaftes Jen-seits auf das Diesseits gründlich vorzubereiten. In diesem Sinne müßten auch die Eltern schon vor der Schulzeit wirken. Sie sollten den Kindern nicht die Hände falten, sondern die Faust ballen lehren, damit sie schon als kleine Rebellen gegen die kapitalistische Gesellschaft in die Schule kämen und mit offenen Sinnen und klarem Verstand als Kämpfer durch das Leben gehen könnten. Der Hinweis auf die unglaublichen Schulverhältnisse im Nachbarort Mühldorf gestaltete die Erörterung der Materie besonders lebendig und ließ wohl die zahlreich Anwesenden ihre Pflicht erkennen, der Resolution des preussischen Parteitags entsprechend für die Reform des Schulwesens zu wirken. In Spandau referierte Genossin Grünberg im Bildungsverein für Frauen und Mädchen über „Die Frau im heutigen Wirt-schaftsleben“; in einer Versammlung der Porzellanarbeiter und -Arbeiterinnen über das Thema: „Was ist Organi-sation“. Die miserable Entlohnung der Porzellanarbeiterinnen Spandaus wurde in dieser Versammlung scharf beleuchtet. Eine sehr gut besuchte Frauenversammlung zu Gliedow hatte als Tagesordnung „Die Frau im Kampfe ums Dasein“. Auch hier illustrierten die Arbeitsbedingungen der Ar-beiterinnen am Ort, die besonders in der Ziegelei beschäftigt sind, die Berechtigung der Aufforderung, daß die Frauen sich regen und einsehendvoll an gewerkschaftlichen und poli-tischen Leben des Proletariats beteiligen müßten. Dem An-trag des Genossen Pohngardt entsprechend wurde zur Betreibung einer stetigen Agitation unter dem weiblichen Proletariat die Aufstellung einer weiblichen Vertrauens-person beschlossen und Genossin Anna Löwe als solche gewählt. In Tschirchzig hielt Genossin Grünberg die Festrede beim ersten Stiftungsfest der Schifferorgani-sation. Eingehend begründete sie in derselben, daß die Frauen der Schiffer genau so wie diese selbst an der Kräfti-gung und Ausdehnung der Organisation interessiert seien. Der kampfesmutige Geist der modernen Arbeiterbewegung beherrschte das wohlgelungene Fest, wie alle Versammlungen, von denen berichtet ward. Er wird die ausgestreute Ideen-saat keimen und reifen machen. H. G.

In Ottenfen fand Ende Januar eine sehr stark besuchte Frauenversammlung statt. Reichstagsabgeordneter Ge-nosse Eichhorn hielt einen vorzüglichen Vortrag über „Die kulturelle Bedeutung der proletarischen Frauenbewegung“. Er gab einen klaren, allen verständlichen geschichtlichen Über-blick über die treibenden Kräfte der Frauenbewegung und zeigte die tiefen, wesentlichen Unterschiede, welche zwischen der bürgerlichen und proletarischen Frauenbewegung be-stehen. Nach einer lichtvollen Charakterisierung der letzteren und ihrer Aufgaben würdigte er eingehend die mancherlei Schwierigkeiten, mit denen sie zu rechnen hat. Er kritisierte dabei scharf die vorurteilsvollen, verständnislosen Anschau-ungen, welche sich hier und da auch in den Kreisen der kämpfenden Proletariat der Beteiligung der Frauen an politischen und gewerkschaftlichen Kämpfe hindernd entgegen-stellen. Eindringlich wies er nach, von welcher hoher Be-deutung es für den großen, allgemeinen proletarischen Be-freiungskampf sei, daß auch die Proletarierin aufgeklärt und organisiert an ihm teil nehme. Für die Arbeiter gelte das Wort: Mit uns die Frauen, mit uns der Sieg. Reicher Beifall lohnte die trefflichen Ausführungen. In der Dis-kussion forderten Genosse Hagge und Genossin Warten-berg die Anwesenden auf, die Frauenbewegung kräftig zu unterstützen und zu diesem Zwecke auch die „Gleichheit“ zu lesen und zu verbreiten. Genossin Wartenberg erstattete darauf ihren Jahresbericht als Vertrauensperson, der Zeugnis von dem ernstesten Streben der Genossinnen ablegte. Sie ward wieder mit dem Amte betraut und als ihre Stell-vertreterin wurde Genossin Dackert gewählt. A. W.

Am 9. Februar fand in Kiel eine gutbesuchte Volks-versammlung statt, in der Genossin Zieh einen mit großem Beifall aufgenommenen Vortrag über „Die Frau als Haus-frau und Staatsbürgerin“ hielt. In dieser Versammlung wurde Genossin Niendorf als Vertrauensperson gewählt. Eine Agitation für die „Gleichheit“ ergab eine Abonnenten-zahl von 220. — Auch in der Umgebung Kiels fanden Versammlungen statt, in denen Genossin Zieh referierte, so in Gaarden, Ellerbet, Münsberg und Winterbet, in welchen Orten ungefähr 350 Abonnenten für die „Gleichheit“ gewonnen wurden. Th. N.

Im 3. Hamburger Wahlkreis fanden eine ganze Reihe von öffentlichen Frauenversammlungen statt, die sich

mit der Schulfrage beschäftigten, und in denen Genossin Fahrwald das Referat übernommen hatte. In zwei Versammlungen in der inneren Stadt, die sich mit derselben Frage beschäftigten, referierte Genossin Zieg. Überall brachten die Frauen gerade dieser Frage ein besonders reges Interesse entgegen, welches sich auch dadurch kundgab, daß eine große Anzahl Versammlungsbefucher die Broschüre kauften, die das Referat der Genossin Zieg enthält. In zwei der Versammlungen wurde Protest erhoben gegen das jedem Rechtsgefühl ins Gesicht schlagende Urteil des Altonaer Geschworenengerichts, von dem an anderer Stelle die Rede ist.

Im Ruhrgebiet sind gegenwärtig unsere Genossinnen, darunter Genossin Zieg, eifrig am Werke, um die Lehren des Bergarbeiterstreiks besonders den Frauen des werktätigen Volkes klar zum Bewußtsein zu bringen und ihnen zu zeigen, wo die Bergarbeiter ihre stärkste und zuverlässigste Stütze haben. Zahlen sagen das beweiskräftig. Nach einer Angabe Hués gingen an Unterstützungen für die Streikenden ein: beim polnischen Gewerbeverein 8000 Mark oder 80 Pfennig auf den Kopf des Mitglieds; beim christlichen Gewerbeverein 259000 Mark oder 6,50 Mark pro Kopf; beim alten Bergarbeiterverband 1400000 Mark oder 23 Mark pro Kopf. Die bei der letztgenannten Organisation eingelaufenen Gelder stammen fast ausschließlich von der sozialdemokratischen Partei und den freien Gewerkschaften.

Von den Organisationen. Der Bildungsverein für Frauen und Mädchen Lichtenbergs hatte seine erste Vereinsversammlung am 13. Februar. Fräulein Rosenfeld hielt einen sehr anregenden Vortrag über das Wesen und den Wert der Bildung. Sie führte aus, daß derjenige gebildet zu nennen sei, der sich auf den verschiedensten Gebieten des Wissens Kenntnisse erworben habe, die es ihm ermöglichen, vorurteilsfrei zu denken und zu handeln. Auch die Frauen mühten nach dieser Bildung streben, welche frei macht. Es sei ihnen leider nicht gestattet, in ihren Vereinen sich mit Politik zu befassen, aber davon abgesehen, stehe ihnen doch ein weites Feld der Belehrung und Bildung offen. Die darauffolgende Diskussion war eine sehr reger; Mitglieder, sowie einige Gäste beteiligten sich lebhaft an ihr. Es wurde beschlossen, die Mitgliederversammlungen am dritten Montag jeden Monats stattfinden zu lassen.

J. Maynhardt, Schriftführerin.

Friedrich Lefner.

Einer der ältesten und treuesten Vorkämpfer für die Befreiung des Proletariats hat am 27. Februar seinen 80. Geburtstag gefeiert: Friedrich Lefner in London. Er gehört zu den wenigen noch lebenden deutschen Arbeitern, die in ihrer Person die Entwicklung des Sozialismus von der Utopie zur Wissenschaft verkörpern. Als junger deutscher Schneidergesell schloß er sich in London dem Geheimbund der Gerechten an, der 1836 in Paris gegründet worden war, einem kommunistischen Gleichheitsideal huldigte, in der Schweiz wie in Deutschland seine Sektionen hatte und mit der Verlegung des Bundeszentrums nach London einen immer ausgesprochenen internationalen Charakter annahm. Die Kerntruppe des Bundes stellten nach Engels die Schneider.

Zur Zeit, wo der junge Lefner, ein Thüringer Kind, sich der Organisation anschloß, vollzog sich in dieser eine wichtige innere Entwicklung. Führende Mitglieder erkannten allmählich das Unzulängliche des französischen Gleichheitskommunismus wie des Weillingschen christlich-revolutionären Kommunismus, ebenso die Notwendigkeit, den alten Charakter des Bundes als einer geheimen Verschwörergesellschaft zu ändern. Sie suchten Fühlung mit Marx und Engels und forderten sie auf, auf dem ersten Bundeskongress im Sommer 1847 zu London ihren kritischen Kommunismus zu entwickeln. Was dieser Kongress begonnen, das vollendete der zweite, der Ende November und Anfang Dezember des nämlichen Jahres stattfand. Der Bund der Gerechten wurde zum Bund der Kommunisten, er verwandelte sich aus einem Geheimbund utopistischer Schwärmer in eine offene proletarische Kampfgesellschaft, welche die Verwirklichung ihres Freiheits- und Gleichheitsideals nicht von der treibenden Kraft der Idee der Brüderlichkeit aller Menschen erwartete, sondern vom bewußt geführten Klassenkampf der Ausgebeuteten. Marx und Engels erhielten den Auftrag, die Grundzüge des neuen Bundes zu formulieren, sie schufen das berühmte kommunistische Manifest, das noch heute voll lebendigsten Lebens ist.

Lefner nahm an der inneren Entwicklung des Bundes regen Anteil und wirkte unermüdet dafür, die Arbeiter zusammenzuschließen und für die kommunistischen Ideen zu gewinnen. Während der Revolutionsstürme lehrte er im Juni 1848 nach Deutschland zurück, um hier seinen Überzeugungen zu dienen. Er gehörte zu den Emigranten des Kommunistenbundes, welche den Zusammenhang zwischen den Organisierten aufrecht halten, neue Anhänger gewinnen, neue Vereine gründen sollten. In Wiesbaden, Mainz, Frankfurt a. Main und anderen Orten noch entfaltete er eine rührige Tätigkeit, fast überall von der siegreichen Reaktion verfolgt und gehetzt. Im Juni 1851 wurde er in Mainz als angeblicher Präsident eines Sozialistenvereins verhaftet. Noch ehe die Richter über sein „Verbrechen“ befunden hatten, erhob die preussische Regierung eine neue, schwerere Anklage gegen ihn: nämlich die auf Hoch- und Landesverrat gegen den preussischen Staat. Lefner wurde in den berühmten Kölner Kommunistenprozess verwickelt. Um ihm „solche Geständnisse“ abzupressen, „die man wünscht“, hielt man ihn vier Monate in Einzelhaft in einer dunklen Zelle. Nicht ein einziges Mal durfte er während dieser Zeit auch nur für

eine halbe Stunde an Luft und Licht kommen. Lefner selbst hat über dieses Martyrium geschrieben: „Meine Lage war fast unerträglich und wäre noch weit unerträglicher gewesen, wenn sich nicht ein gebildetes und edles Mädchen aus Aischaffenburg, das ich einige Monate vor meiner Verhaftung kennen gelernt hatte, meiner angenommen hätte. Dieses hochherzige Mädchen sorgte für Frühstück, Mittag- und Abendessen und ermöglichte es sogar durch ihr beharrliches Bemühen, daß sie mich jede Woche einmal besuchen durfte, so daß ich doch nicht außer jeder Verbindung mit der Außenwelt blieb. Die Behörde gestattete dies jedenfalls in der angenehmen Voraussetzung, dadurch vielleicht Kenntnis von den geheimen Verbindungen zu erlangen. Jeder Schritt des Mädchens wurde von der Polizei überwacht, und man versuchte sie sogar durch Drohungen zu bewegen, Aussagen gegen mich zu machen. Dies Bemühen hatte keinen Erfolg, dagegen gelang es meiner treuen Freundin, einen heftigen Landtagsabgeordneten für meine Lage zu interessieren und diesen zu bewegen, die gemeine Behandlung meiner Person und diejenige anderer Untersuchungsgefangenen vor das Forum der Öffentlichkeit zu bringen.“ Die brutale Behandlungsweise wurde in der Folge gemildert und auch die Einzelhaft aufgehoben. Lefners Freundin aber mußte ihren Edelmut und ihre Energie büßen: sie wurde bald aus Mainz ausgewiesen. Ende 1852 wurde der Angeklagte nach Köln transportiert, wo der Kommunistenprozess zur Verhandlung kam. Die Untersuchungshaft des Angeklagten hatte 1 1/2 Jahre gedauert. Lefner wurde zu 3 Jahren Festungshaft verurteilt, die er in Graudenz und Silberberg verbüßte.

Nach London zurückgekehrt beteiligte er sich wieder aufs rührigste an den sozialistischen Bestrebungen. Er gehörte den Kreisen an, aus denen der Anstoß zur Gründung der Internationale, 1864, erfolgte, war eines ihrer überzeugtesten und eifrigsten Mitglieder und sah bis zum Haager Kongress, das heißt bis zu ihrem tatsächlichen Ende, im Generalrat. An den meisten Kongressen der Internationale nahm er tätigen Anteil und vertrat hier gegenüber allerlei verschwommenen und verworrenen sozialistischen und revolutionären Anschauungen die Auffassung des modernen Sozialismus, wie Marx und Engels sie im kommunistischen Manifest niedergelegt hatten. Nach dem Zusammenbruch der Internationale hat Lefner wo und wie er nur konnte, in dem deutschen kommunistischen Arbeiterbildungsverein und in den verschiedensten englischen Organisationen für die sozialistischen Ziele gewirkt.

Marx und Engels, in deren Ideenkreis er lebt und weilt, hatte unser Genosse 1847 kennen gelernt, als sie auf dem zweiten Kongress des Bundes der Gerechten die Grundzüge des kommunistischen Manifests in zehntägigen Debatten siegreich verteidigten. Er war mit ihnen nicht nur durch langjährige Kampfesbrüderschaft verbunden, sondern durch herzlich persönliche Freundschaft. Lefner gehörte zu jenen Arbeitern, die in stetem persönlichen Verkehr und Meinungsaustausch mit Marx und Engels unendlich viel für ihre geistige Entwicklung empfingen, und die ihrerseits gar manche fruchtbare Anregung für die agitatorische und organisatorische Tätigkeit der Begründer des wissenschaftlichen Sozialismus gaben. Sie hielten die Forscher in lebendiger Fühlung mit dem Denken und Empfinden der proletarischen Massen, und Marx und Engels haben stets dankbar anerkannt, wieviel sie dem Rate ihrer proletarischen Freunde schuldeten. Mit rührender Treue hängt Lefner an den großen Toten, und sein Jubel über jeden großen Sieg der proletarischen Heerscharen klingt in den wehmütvollen Seufzer aus: „Hätte doch Marx das noch erlebt!“

Mit inniger Genugtuung beobachtet er das kraftvolle Wachstum der sozialistischen Ideensaat, den unaufhaltsamen Vormarsch des klassenbewußten Proletariats in allen Ländern. Denn das internationale Solidaritätsgefühl ist ihm in Fleisch und Blut übergegangen, der Schlachtruf „Proletarier aller Länder vereinigt euch!“ ist in seiner ganzen weittragenden Bedeutung in seiner Seele lebendig. Wie allen Auserwählten und Formen des bewußten proletarischen Klassenlebens, so wendet Genosse Lefner auch der proletarischen Frauenbewegung Deutschlands seine Aufmerksamkeit zu. Mit klarer Einsicht und warmer Sympathie steht er ihr gegenüber. Er ist ein eifriger Leser der „Gleichheit“, korrespondiert mit einzelnen Genossinnen und erfreut uns alle ab und zu mit aufmunternden, anerkennenden Worten, die er unserer Tätigkeit spendet. Erst kürzlich ging der „Gleichheit“ wieder seitens des verehrten Parteiveteranen ein Beitrag zu, der demnächst erscheinen wird. Er bekundet den deutschen Genossinnen, daß unser Lefner in völliger geistiger Frische, an Begeisterung und leidenschaftlichem Interesse für die Sache des Proletariats noch ein Jüngling, seinen 80. Geburtstag feiert.

Friedrich Lefner hat zwei Menschenalter dem selbstlosesten Ringen für das sozialistische Ideal, für die Befreiung der Ausgebeuteten, gewidmet. Sein Leben ist unter Mühsalen, Gefahren und Entbehrungen verstrichen. Lefner ist ein armer Teufel geblieben, an dessen Tür mehr als einmal die bittere Not geklopft hat. Aber die Jahre, auf die er zurückblicken kann, sind trotzdem reiche, glückliche gewesen: sie waren in unverbrüchlicher Treue den höchsten Idealen unserer Zeit, den höchsten Gütern der Menschheit geweiht. Unter denen, die dem hochbetagten Kämpfer glückwünschend ihre Verehrung bezeugen, fehlen die deutschen Genossinnen nicht, die eines Strebens und eines Zieles mit Friedrich Lefner sind.

Politische Rundschau.

Ein junkerliches Erntefest wurde im Reichstag am 22. Februar mit der Genehmigung der sieben Handelsverträge gefeiert. Wie immer bei solchen Gelegenheiten, und fast nur bei solchen, waren die Reichsboten in Masse

erschienen, ihrer dreihundert und mehr. Debattieren wollten sie nicht, nur abstimmen. Debatten „halten nur das Geschäft auf“, wie der späßlistigste Präsident Graf Ballestrem einmal in unfreiwilliger Selbstironisierung bemerkte. Geschäft ist den Junkern und Junkerengenossen die Volkswerterei. Können sie keinen Nebbich machen bei den Abstimmungen, dann bleiben sie hübsch zu Hause. Und ist ein Geschäft zu machen, beehren sie den Reichstag einmal mit ihrer seltenen Erscheinung, dann muß es auch rasch gehen. Die Sozialdemokraten und andere Gegner der brotwucherischen Handelsverträge werden durch möglichsten Lärm am Reden verhindert. Sobald die Beute der Handelsverträge durch die Schlussabstimmung in der dritten Lesung sicher unter Dach und Fach gebracht war, lehrte der Landsturm zu den heimischen Ochsen zurück. Nicht einmal lange genug harrete er aus, um am folgenden Tage einen Antrag Kanitz durchdrücken zu helfen, der bezweckte, die Preiserhöhung für Getreide ein halbes Jahr früher zu ermöglichen, als sie ohnehin nach Inkraftsetzung der Vertragstarife eintreten muß. So konnte die Sozialdemokratie durch einen Antrag auf namentliche Abstimmung über den Antrag Kanitz die Beschlussunfähigkeit des Hauses feststellen. Der Antrag wird nun zweifellos neu zur Abstimmung gebracht werden, sobald die Spekulation auf den Profit bei anderer Gelegenheit den Junkertrotz völlig zur Stelle gebracht hat. Aber an den Handelsverträgen gibt's nichts mehr abzuhapfen. Die Beute ist sicher. Der ehrliche Mäcker Graf Bülow hat ja auch schon genau so wie seinerzeit Graf Caprivi für die ganz entgegengesetzte Handelsvertragspolitik den feierlichen Dank für Reichsrettung einheimen können. Caprivi und Bülow ebenso unparteiisch mit dem Vorbeer „für das Verdienst“ gekrönt wie Stössel und Roggi!

Das deutsche Volk wird aber die Zechen zu zahlen haben für die Haupt- und Staatsaktion der Bülow und Pofadowsky. Soweit sich das schämen läßt, wird etwa einer jeden deutschen Familie durch Preiserhöhung der Lebensmittel der jährliche Lebensunterhalt sich erhöhen um etwa 40 bis 50 Mark. Das bedeutet die Verelendung vieler Volksmassen, die indirekte Ermordung Hunderttausender, die bei den heutigen Preisen schon an der Grenze des Existenzminimums das Leben fristen. Die kommenden Jahre werden dafür erschreckende Beweise bringen. Und diese ganze volksverderberische Brotwucherpolitik wurde austrompetet im Namen des Patriotismus und der Wehrhaftigkeit des deutschen Volkes!

Aber noch auf andere Weise wird das Volkswohl geschädigt werden. Die Repressivölle der anderen Vertragsstaaten lähmen die Ausfuhr deutscher Industrieartikel. So werden gleichzeitig dem Volke die Lebensmittel verteuert und die Arbeitsgelegenheit verringert. Wäre von den Feinden Deutschlands eine Prämie auf eine selbstmörderische Wirtschaftspolitik gesetzt, Graf Bülow hätte sie reichlich verdient.

In einem schreienden Widerspruch zu dieser Politik engherziger Einschränkung der Arbeitsmöglichkeit und der Verkürzung des Lebensgenusses, schreiend im wahren Sinne des Wortes, steht das Schrei nach Weltpolitik, das uns in die Ohren aus den nämlichen reaktionären Kreisen gellt, denen wir die Hochschulgeldner zu danken haben. Angeblich erstreben diese Leute nichts sehnlicher als die Ausdehnung der Handelsbeziehungen Deutschlands über die ganze Welt, auf allen Meeren, und dabei betreiben sie mit der Hochschulgeldner eine Politik, unter der erfahrungsgemäß Handel und Schifffahrt am meisten leiden. Während sie so alles ausbieten, um der Schifffahrt die Lebensadern zu unterbinden, suchen sie den Anschein besonderer Schifffahrtsbegeisterung mit ihren Reklamepausen für Vergrößerung der Kriegsflotte zu verwenden. Dieses Treiben des „Flottenvereins“ wäre an sich mit einem Achselzucken abzutun, wenn es sich nicht der wohlwollendsten Begünstigung durch einflussreiche Persönlichkeiten im Deutschen Reiche erfreute. Wenn nicht alle Zeichen trügen, reißt der Marinismus schon jetzt seinen unerfülllichen Schlund auf, um den Hauptteil der erwarteten Mehreinnahmen aus den Zöllen zu schlucken. So greift die eine Reaktionsmaschine fördernd in die Räder der andern hinein, bis der kräftige Arm des Volkes einmal diese ganze Maschinerie zum Stillstehen bringt.

Während im Reichstag über solche wichtige Fragen der Wirtschafts- und Weltpolitik gestritten wurde, hat es im preussischen Landtag ein tragikomisches Zwischenpiel gegeben. In den nationalen Bräuten der Geldadventurer schlugen die Herzen höher — für die „akademische Freiheit“. Wirklich, es ist so, sie haben es selbst gesagt, die Herren, welche die drei Silben „liberal“ in irgend einer Kombination in der parlamentarischen Firma führen. Muß das nicht mit freudiger Hoffnung jeden Mann, jede Frau im Deutschen Reich erfüllen, die mit wachsendem Mißbehagen die geistige Verödung unserer Universitäten, das Überwuchern des Schneidigkeitsfervillismus bei Professoren und Studenten sehen? Haben einige elektrische Wolken aus Aufrichts Jugendkämpfen begonnen, die Köpfe der deutschen Burschenschaftsepigonen zu revolutionieren? Ach, wer wirklich in dem neuen Deutschen Reiche der Gottesfurcht und guten Sittlichkeit sich noch nicht so völlig jeder Hoffnung auf einen Regenerationsprozess in unserer Bourgeoisie entzündet hat, wer gar noch irgend welches Zutrauen hegt zu ihren karriereschauenden Sprößlingen, der wird auch hier wieder bitter enttäuscht sein. Nicht um einen Kampf für die Anteilnahme der Studenten an den Kämpfen um Volksfreiheit handelt es sich, sondern um das formale Recht der korporativen Betätigung der Studentenschaft und zwar diesmal gar zu Zwecken, die mit Freiheitskämpfen gar nichts zu tun haben. Studenten des Polytechnikums in Hannover hatten den Innsbrucker deutschen Studenten zu ihrer Hölzerei mit italienischen Kommilitonen Glückwünsche gesandt und ihr akademisches „Freiheitsgefühl“ dadurch betätigt, daß sie die

Unterdrückung konfessioneller Studentenverbindungen verlangten. Die erstere Großstadt war ein für alle Welt gleichgültiger Jugendstreich, die zweite eine Kundgebung freiheitswüdriger Zwangsbegeisterung. Aber mit dem phänomenalen Ungeheiß, das die Staatsmänner des Ruffenkurfes auszeichnet, bestritten Herr Studt und sein Ministerialdirektor Althoff, der preussische Robjedonosseff, den Studenten überhaupt das Recht zu solchen korporativen Betätigungen. Darob das Aufklackern des Kampfes um die „akademische Freiheit“. Die deutschen Studenten haben sich das Recht der korporativen Betätigung erstritten, aber daß sie es jemals gebrauchen könnten im Freiheitskampf der Völker, wer möchte das noch hoffen nach all den Proben, die sie nicht bestanden haben.

Wo waren denn die deutschen Studenten und ihre professoralen Vorführer, als durch die Vex Krone der schmachlichste Eingriff in die Lehrfreiheit — was sagen wir? — in die Ansichtsfreiheit der Dozenten an deutschen Universitäten vorgenommen wurde? Geschwiegen haben sie in sieben unverständlichen Sprachen. Wo waren sie, als ihre russischen Genossen wegen ihrer begeisterten Anteilnahme an den Freiheitskämpfen ihres unterdrückten Volkes aus den deutschen Universitäten verjagt wurden, verjagt unter höhnischen Beschimpfungen durch die amtierenden Machthaber? Sie haben Weifall geflatscht. Und das spielt sich auf als Vertreter der akademischen Freiheit?! Ausgeschaltet haben sich die Herren aus den großen Kämpfen der Zeit. Auch für sie gilt nach solchen Proben das Wort: Gewogen, gewogen und zu leicht befunden. G. L.*

Gewerkschaftliche Rundschau.

Die Generalkommission hat die Tagesordnung des in Köln stattfindenden nächsten Gewerkschaftskongresses bekannt gegeben. Die Leserinnen finden sie an anderer Stelle. Greiflicherweise enthält sie, anschließend an den Rechenschaftsbericht der Generalkommission, als einen besonderen Verhandlungspunkt: „Agitation unter den Arbeiterinnen“. Die am Kongress teilnehmenden weiblichen Delegierten werden gewiß nicht versäumen, ihre in der Praxis bei der gewerkschaftlichen Agitation gesammelten Erfahrungen in Form von Forderungen und Wünschen dem Kongress vorzutragen. Diese Forderungen und Wünsche sollen ja dem Ziele dienen, die Gewinnung der Arbeiterinnen für ihre Organisation zu erleichtern, der Agitation unter ihnen zu neuen und größeren Erfolgen zu verhelfen. Wenn auch die Fortschritte in der gewerkschaftlichen Arbeiterinnen-Organisation in den letzten Jahren hinter denen der Arbeiterorganisation vielfach nicht zurückstehen, so fordert doch der Umfang und die Bedeutung der industriellen Frauennarbeit, ihr Einfluß auf die Arbeitsbedingungen der Männer, daß noch weit mehr für die Organisation der Arbeiterinnen geschieht. Sicher bietet sich noch Gelegenheit, in der „Gleichheit“ diesbezügliche Anregungen laut werden zu lassen. Auf eine nötige Neuerung möchten wir heute bereits nochmals hinweisen: das ist die auch schon früher von der „Gleichheit“ befürwortete Anstellung gewerkschaftlicher Agitatorinnen und Beamtinnen. Jedenfalls würde dadurch die Agitation unter den Arbeiterinnen sehr belebt und gefördert werden. Im Verhältnis zu der großen Zahl weiblicher Mitglieder in manchen Gewerkschaften sind die Arbeiterinnen bei der Anstellung von Beamten bisher sehr mütterlich behandelt worden. Es hat uns deshalb besonders gefreut, daß anscheinend die Berliner Zahlstelle des Buchbinderverbandes mit der Absicht umgeht, die nächste Beamtenstelle durch eine Arbeiterin zu besetzen. Hoffentlich verpflichtet der Gewerkschaftskongress auch die Gewerkschaften, mehr als bisher darauf zu achten, daß bei Stellung von Lohnforderungen und bei Abschließung von Tarifverträgen die Arbeiterinnen nicht übergangen werden, daß vielmehr diese Seite praktischer gewerkschaftlicher Agitationstätigkeit fleißig gehegt und gepflegt wird.

Unter den Ausständen, an denen Arbeiterinnen hervorragend beteiligt sind, steht der Schuhmacherstreik in Weipfenfels obenan. Bisher 2200 Arbeiter und Arbeiterinnen sind insgesamt ausständig; die genaue Zahl der beteiligten Arbeiterinnen vermessen wir leider in allen Angaben der Partei- und Gewerkschaftspresse, ein Mangel, den wir schon oft beklagen mußten. Der Kampf ist um die Anerkennung eines Tarifvertrages entbrannt, welcher der schon seit Jahren geübten Praxis der Fabrikanten Gehalt gebieten soll, fortgesetzt Lohnabzüge vorzunehmen. Während der vierzehntägigen Kündigungsfrist fanden die Unternehmer nicht den Weg zu Verhandlungen. Der Kampf ist den Ausständigen nicht unwesentlich dadurch erschwert worden, daß sich etwa 700 der „dem Staate nützlichen Elemente“ zu Streibrecherdiensten gefunden haben. Die Löhne in der Weipfenfeler Schuhindustrie sind, die Ausgaben für Arbeitszutaten abgerechnet, auf wöchentlich 11 bis 16 Mark für die Arbeiter und bis herab auf 2 und 3 Mark für die Arbeiterinnen gesunken. Die Unternehmer verhalten sich strikte ablehnend und versuchen Zwietracht in die Reihen der Ausständigen zu bringen und den Streik zu verzetteln. Sie haben Versprechungen für einen Teil der Arbeiter, für die Arbeitswilligen und die am Streik beteiligten Hirsch-Dumckerschen bei der Hand. Bisher haben sie ihren Zweck jedoch nicht erreicht, und wenn Arbeiter und Arbeiterinnen weiter fest im Streik ausharren, wird Unternehmerstarrsinn kapitulieren müssen.

Auf mehr Entgegenkommen bei den Unternehmern stehen die Leipziger Buchdruckerei-Hilfsarbeiter und Ar-

beiterinnen. Sie werden es voraussichtlich zu einem Tarif für Anlegerinnen und Punktiererinnen bringen, wenigstens zeigte sich die Buchdruckerinnung zu Verhandlungen und zum Abschluß eines Tarifvertrages bereit.

In der Berliner Blusen-, Wäsche- und Krawattenbranche haben die Zuschneider ihren Arbeitgebern einen einheitlichen Tarif vorgelegt, welcher außer einem spezialisierten Alfordtarif mit Preiserhöhungen von 10 bis 15 Prozent, eine achtstündige Arbeitszeit und einen Stundenlohn von 80 Pfennig verlangt. Die Arbeitsbedingungen der Arbeiterinnen werden leider von den Forderungen nicht berührt. Es ist dies wohl darauf zurückzuführen, daß sie immer noch äußerst schwach organisiert sind. Daß gerade die Arbeiterinnen dieser Branche eine Regelung und Verbesserung ihrer Arbeitsverhältnisse notwendig hätten, beweist eine im „Wäsche-Voten“ veröffentlichte kleine Enquete über die Arbeitsbedingungen der Arbeiterinnen in der Wäschebranche. Ist diese statistische Aufnahme auch ziemlich dürftig ausgefallen, so stellt sie doch klar, daß neben niedriger Entlohnung eine unverhältnismäßig lange Arbeitszeit gang und gäbe ist. Sie entsteht durch die Mitnahme von Arbeit nach Hause nach der neunstündigen, in der Fabrik geleisteten Arbeit. Täglich werden zwei bis drei Stunden und der halbe oder ganze Sonntag auf diese Art Heimarbeit verwandt. Aus ihr erklären sich die „hohen“ Löhne, mit denen die Fabrikanten unter Berufung auf die neunstündige Arbeitszeit in der Öffentlichkeit oft parodieren.

Textilarbeiter und Porzellanarbeiter hatten einige kleinere lokale Ausstände, an denen auch Arbeiterinnen, aber nur in geringer Zahl beteiligt waren.

Die zirka 60 Arbeiterinnen der Fischkonservenfabrik von Ebeling & Cie. in Harburg haben die Arbeit niedergelegt. Weil die genannte Firma in Harburg wegen geringer Bezahlung nicht genügend Arbeitskräfte bekommt, so hat sie aus Hamburg eine größere Anzahl Mädchen eingestellt, denen sie die Fahrtvergütung Hamburg-Harburg zugesichert hatte. Nun verlangten 50 der schon länger beschäftigten Arbeiterinnen die Vergütung der Zeit an Sonnabenden von 5 1/2 bis 7 Uhr, die seither nicht bezahlt wurde. Dieses Verlangen wurde ohne weiteres abgewiesen. Darauf stellten etwa 60 Arbeiterinnen — meist Hamburgerinnen — die Arbeit ein und forderten den Lohn und ihre Papiere. Als die Arbeiterinnen ihre Invalidentkarte usw. abholten und auch den Lohn verlangten, wurde ihnen erklärt, daß dieser laut Fabrikordnung erst Sonnabend bezahlt wird. Darob entstand große Aufregung unter den Arbeiterinnen. Die Firma forderte polizeilichen Schutz, der auch alsbald erschien und die aufgeregten Mädchen zum Verlassen der Fabrik veranlaßte. An die Befestigung der ungeseglichten Verlängerung der Arbeit an Sonnabenden, wo um 5 1/2 — 1 1/2 Stunden früher als gewöhnlich — Feierabend gemacht werden soll, denkt die Firma nicht. Der Streik ist der Beachtung des Beirats für Arbeiterstatistik zu empfehlen, der gegenwärtig die Arbeitsbedingungen der Arbeiterinnen in der Fischindustrie untersucht. #

Notizenteil.

Gewerkschaftliche Arbeiterinnenorganisation.

Ein schöner Erfolg der organisierten Konfektionsarbeiterinnen Kopenhagens ist zu melden. Sie haben einen neuen Tarifvertrag mit den Unternehmern durchgesetzt, der ihre Löhne um 7 bis 8 Prozent erhöht und bis zum 1. Februar 1910 gilt. Die Lohnerrhöhung bedeutet im ganzen einen jährlichen Gesamtverdienst von 100000 Kronen für die Konfektionsarbeiterinnen. Bei der Kürzlichkeit ihres Verdienstes wäre eine größere Erhöhung der Löhne vonnöten gewesen, doch war unter den gegebenen Umständen und bei der Ausichtslosigkeit eines allgemeinen Ausstandes nicht mehr zu erreichen. Ursprünglich wollten die Unternehmer nicht die geringste Erhöhung des seit 1899 geltenden Tarifs zugestehen. Die durchgesetzte Errungenschaft ist also immerhin ein nicht gering zu schätzender Erfolg. Er ist auf Rechnung der verhältnismäßig starken Organisation der Näherinnen zu setzen, die unseren deutschen Konfektionsarbeiterinnen ein Beispiel sein sollten, sich ihrerseits immer zahlreicher und treuer ihrer Gewerkschaft anzuschließen: dem Verband der deutschen Schneider und Schneiderinnen.

Arbeitsbedingungen der Arbeiterinnen.

Lange ungeredete Arbeitszeit, schlechte sanitäre Bedingungen und magere Entlohnung der Arbeiterinnen in der Fischindustrie gehen Hand in Hand. Die Fischindustrie hat Saisonarbeit, und obendrein fällt sich die zu verarbeitende Ware nicht, sondern muß rasch fertiggestellt werden. Daher sind die Arbeiterinnen ebenso wie die Arbeiter gezwungen, während der Hochkonjunktur jederzeit zur Verfügung zu stehen und Tag und Nacht zu schaffen, in der freien Zeit dagegen haben sie nichts zu tun. Wenn die Boote nach einem Fange aus Land kommen, so muß gleich ans Reinigen und Herrichten der Fische gegangen werden, und es gibt nicht eher Feierabend, bis die ganze Arbeit erledigt ist. Das Reinigen der Fische geschieht meist im Freien, auf Höfen, mag es stürmen, regnen oder schneien, oft haben die Arbeiterinnen nicht einmal ein Schuttdach über sich. Bald sind sie von dem kalten Wasser, in dem sie hantieren, bis auf die Haut durchnäßt. Daß sie in der Folge sehr häufig an Rheumatismus und anderen durch Erkältung erzeugten Krankheiten leiden, ist wahrlich nicht verwunderlich. Nicht weniger schlecht sind die Frauen daran, die in den Räuchereien und Bratereien arbeiten. Viele dieser Be-

triebe, zumal die kleinen und mittleren, sind nicht der Neuzeit entsprechend eingerichtet, sondern haben wahrhaft mittelalterliche Zustände. Da werden die Fische in gewöhnlichen Küchen mit einer offenen Herdplatte geräuchert. Der Rauch bringt durch alle Fugen, so daß im ganzen Hause auch nicht ein Eckchen vorhanden ist, wo Augen und Lunge der Arbeitenden und Bewohner gegen seine schädlichen Einflüsse gesichert wären. Was unter solchen Umständen die Frauen leiden, die beim Räuchern und Braten der Fische beschäftigt sind, im dichtesten Qualm am lodernnden Herdfeuer stehen, Kopf und Hände glühend heiß, die Füße kalt vom einströmenden Zuge, das liegt auf der Hand. Wer da meint, daß die schwere und ungesunde Arbeit in der Fischindustrie den Arbeiterinnen wenigstens gut bezahlt wird, hat weitgehelt. In vielen Orten Vorpommerns zum Beispiel erhalten die Frauen einen Tagelohn von 1,25 Mark für elfstündige Arbeitszeit, die Überzeitarbeit wird höchstens mit 20 Pfennig pro Stunde entlohnt. Dieser Verdienst ermöglicht nicht eine kräftige Ernährung, wie sie bei der aufreibenden Arbeit doppelt nötig wäre, und von den armen Pfennigen soll noch gespart werden für die Tage, wo es keine Beschäftigung gibt. Es ist höchste Zeit, daß der Beirat für Arbeiterstatistik mit einer Erhebung einmal offiziell in das Elend der Arbeiterinnen der Fischindustrie hineinleuchtet, und daß die Gesetzgebung zu ihrem Schutze die schlimmste Ausbeutung etwas zügelt. Hoffentlich werden dabei die Arbeiterinnen der kleinen und mittleren Betriebe nicht vergessen, die wohl in jeder Hinsicht am übelsten daran sind. Soll eine nennenswerte Verbesserung in der Lage der Fischarbeiterinnen eintreten, so ist jedoch der wirksame gesetzliche Schutz allein nicht ausreichend. Er muß ergänzt werden durch die Vorteile, welche die Gewerkschaftsorganisation den Arbeiterinnen verschafft. In diesem Sinne zu wirken, muß eine unermülich verfolgte Aufgabe der Genossinnen sein. F. W.

Frauenstimmrecht.

Die Wahlbeteiligung der Frauen an den letzten Gemeinderatswahlen in Christiania, über welche wir bereits Einzelheiten berichteten, stellt sich nach vorliegenden Ziffern wie folgt: Von 28242 wahlberechtigten Frauen übten 13870 ihr Bürgerrecht aus, also nicht ganz die Hälfte. Von den wahlberechtigten Männern beteiligten sich dagegen etwa drei Fünftel an den Wahlen, nämlich 21912 von 35787.

Für das politische Frauenstimmrecht in Finnland entfaltet der Bund für Frauenrechte „Union“ in Helsingfors seit dem letzten Herbst eine rührige Agitation durch große öffentliche Versammlungen. Die Bewegung wird von der fortschrittlichen Presse des Landes kräftig unterstützt.

Die Beteiligung der Frauen an den bevorstehenden Schulratswahlen zu Boston verspricht eine rege zu werden. Bereits haben sich 17119 weibliche Wahlberechtigte in die Wählerlisten eintragen lassen. Unter den aufgestellten Kandidaten befinden sich Frauen. Fast jede Partei, welche ihre Kandidaten zu den Schulräten durchbringen will, muß auch Frauen für diese Vertrauensposten aufstellen. Neben den allgemeinen politischen Parteien besteht noch eine „Unabhängige Frauenpartei“, welche ihrerseits zwei Kandidatinnen für die Schulverwaltung aufstellte. Dieselben stehen auch noch auf der Liste der republikanischen Partei und scheinen gute Aussichten für ihren Erfolg zu haben.

Frauenbewegung.

Eine imposante Protestversammlung der Frauen Hamburgs gegen das freisprechende Urteil des Altonaer Schwurgerichts in einer skandalösen Notzuchtstafäre hat kürzlich stattgefunden. Sie war von den radikalsten Frauenrechtlerinnen einberufen worden und massenhaft von Angehörigen aller Volksschichten besucht, überwiegend aber von Frauen. Der Protest der vielen Tausende galt dem ungeheuerlichen Urteil des Altonaer Geschworenengerichts, das vier junge Burtschen aus wohlhabenden Kreisen kostenlos freigesprochen hatte, die der vollendeten bestialischsten Notzucht an einem 13jährigen Dienstmädchen überführt waren. Die Referentin Frau Dr. Augspurg, unterzog den schändlichen Freispruch der berechtigten schärfsten Kritik. Ebenso Genossin Steinbach und mehrere Redner, welche wie diese vom sozialistischen Standpunkt aus sprachen und den Klassencharakter des Urteils hell beleuchteten. Die trefflichen Ausführungen der Rednerinnen und Redner fanden stürmische Zustimmung. Gegen wenige Stimmen nahm die Versammlung zwei Resolutionen an, von denen die eine energisch gegen das Urteil protestiert und erklärt, daß es geeignet sei, das Vertrauen des Volkes in die deutsche Rechtsprechung auf das Tiefste zu erschüttern, von denen die zweite der gesamten bürgerlichen Presse Hamburg-Altonas die tiefste Enttäuschung darüber ausspricht, daß sie das Urteil kritiklos hingenommen hat. Das sozialdemokratische „Hamburger Echo“ allein hat es gebührend gebrandmarkt, wofür es allerdings von den Geschworenen wegen Beleidigung vor den Kadi geschleppt worden ist.

Frauen in städtischen Kommissionen. In Kiel beabsichtigt die Stadtverwaltung eine Mädchenfortbildungsschule zu errichten. Zum Zwecke der Vorbereitungen über die Einrichtung wurde von den städtischen Kollegien eine Kommission gebildet, in welche von den Stadtverordneten auch zwei Frauen gewählt worden sind. Von unserer Seite gehört Genossin Niendorf dieser Kommission an. In bezug auf die Mitwirkung von Frauen an den Verwaltungsaufgaben der Stadt ist hier, wenn auch ein kleiner, so doch ein beachtenswerter Fortschritt zu verzeichnen. Th. N.

* Infolge eines Verzeichens ist die Politische Rundschau in Nr. 3 und 4 nicht richtig mit G. L. gezeichnet gewesen.

Den Toten des März.

Von Otto Krille.

Wo irgend in der Welt ein Herz bricht,
Ein müdes Haupt sich neigt,
Eines Armes Kraft vertraucht
Für die Freiheit,
Dort sollte ein Tempel stehen,
Daß über ihm
Der Glutwind des Mittags
Die Schwüle des Abends küsse,
Wie heißer Kampf
Den Schatten der Lorbeerhaine.
Über euren Gräbern steht kein Tempel,
Ihr Toten des März,
Aber Mittag und Abend küssen sich auf ihnen.
Wie Waffen- und Kettengeklirr
Kauscht es um eure Hügel,
Wie gedämpftes Rufen nach den Schnittern,
Das Kornfeld der Menschheit zu mähen.
O ruhet!
Nur einen Tag,
Nur einen Sommertag,
Dann ist es gereift,
Das Korn der Freiheit.
Wir prüfen schon die Sehnen des Arms,
Jugendfrisch gärten wir
Mit Mohnblüten uns
Und schmücken das lockige Haupt
Mit der roten flammenden Blut
Und harren des Sommertags.
Ruhet, ihr Kämpfer!
Eure Gebeine vermodern,
Eure Gräber zerfallen,
Aber ewig jung und märzenkühn
Lobert der Freiheitsgedanke.

Der Heiratsvermittler.*

Von Ludwig Thoma.

Johann Feichtl lehnte an einem Baume und schaute zu, wie seine Herde sich gütlich tat. Die Kühe blieben ruhig auf ihrem Plaze und fraßen gewissenhaft links und rechts ab, was sie erreichen konnten; sie bewegten sich nur, wenn die Arbeit getan war und traten dann ruhig einen halben Schritt vor, um von neuem anzufangen. Mit den Schweinen war das anders. Die fuhren hin und her, rissen hier und dort etwas vom Boden weg, blieben nirgends stehen, und wenn eines sah, daß das andere einen Fund machte, stürzte es grunzend hin und suchte es zu vertreiben. Sie waren beständig in Unruhe, voll Neid, und nicht einmal während des Fressens konnten sie es unterlassen, giftig herumzuschauen, ob es nicht einem anderen besser ginge.

Johann Feichtl bemerkte das alles wohl, und weil er ein Philosoph war, machte er sich seine Gedanken darüber. Er fand, daß die Schweine sehr feinen Brotgebern, den Gemeindegliedern von Kraglsing, glichen, und daß es nur recht wenige gäbe, die es so machten wie die Kühe. Er kam zu dem Schlusse, wie auch andere Gelehrte schon lange vor ihm, daß die Menschen gerade so wie die Tiere selten mit dem zufrieden sind, was sie haben, und daß sie den Brocken für den besten halten, welchen sie einem anderen wegschnappen.

Warum das so ist? Es wird wohl so sein müssen. Abirgend beschäftigte er sich nicht lange damit, auf die Gründe einzugehen. Er liebte das nicht und begnügte sich nach Art der Philosophen mit der einfachen Tatsache. Dann legte er sich der Länge nach ins Gras, ließ sich von der Sonne anscheinen und dachte an gar nichts mehr.

Er zog Grashalme aus und strich sie langsam durch den Mund; dann versuchte er mit den Zähnen Grashalme auszuzerren und sie über den Kopf zu werfen, und er war eben daran, eine große Fertigkeit hierin zu erlangen, als er durch einen Bauernburschen gestört wurde, den der Weg vorbeiführte.

„S' Good, Feichtl!“
„S' Good, Hansgirgl! Wo aus und wo an?“
„Ein bissel zum Wirt n'überschau'n nach Zeidlsing.“
„Zum Zeidlsinger Wirt am helllichten Werttag? Zu was hast nachher das Feiertagsg'wand ang'legt?“
„Ja — hm! Zu, paß auf, Feichtl, i muas dir was sag'n. Magst a Ziehgarn?“
„Dane net, aber zwoa.“
„No, da hast drei. Nachher bist aber g'wisß g'frieden.“

* Mit gütiger Erlaubnis des Verfassers nachgedruckt aus „Agricola“, Bauerngeschichten. München, Albert Langen. Die Sammlung fesselt auf jeder Seite durch gesunde, kernhaften Humor, seine Beobachtungs- und Charakterisierungskunst. Die prächtigen Karikaturen von Bruno Paul tragen das Ihre zur Freude an dem Bändchen bei.

Was nur der Hofbauern Hansgirgl von mir haben will, denkt der Feichtl, daß er gar so freigebig ist. Den Fehler hat das Hofbauerngeschlecht sonst nicht. Er läßt sich aber seine Gedanken nicht anerkennen und verlangt ein Schnellfeuer.

„A schön's Wetta ham ma, Hansgirgl.“
„Is net übel.“
„Wenn da vödder Wind herhalt, ham ma no lang schö.“

„Ja,“ sagt der Hansgirgl. „Du, Feichtl, wie viel moanst, daß an Moserbauern sei Genzl mitkriagt?“

„Aha!“ denkt der Feichtl, „jezt hör i di gehn.“
Und alsdann sagt er: „Ja mei, wer so döz wissen? Ma la dö Leut net in Geldbeutel neischaug'n.“

„Geh, stell di net a so, du Feinspinner, du woast as recht guat. Wenn'st ma's g'nau sagst, geht's mir auf an Preußentaler net z'famm.“

„So, auf an Taler? San drei Mark, gelt, Hansgirgl? Is a schönes Geld. Zu was willst es denn so g'nau wissen?“

„Ja woast, da Bata will übergeben nach der Arndt (Ernte), und i soll an Hof kriag'n. Die Alt'n verlangte dreitausad March Umstandsgeld, und d'Hirwa (Herberge) dreitausad kost aa tausad March, und nacha an Bruada weggahn, fand aa viertausad March. No, da hab i z'nachst mit'n Moserbauern g'spracht; der gibt seiner Genzl achttausad zwoahundert March mit. Moanst, daß döz wahr ist?“

„Wo hast denn dein Preußentaler?“

„I bleib dir'n net schuldi. Da hast'n.“

„Gelt's Gott,“ sagt der Feichtl und schiebt den Taler ein. „So, Hansgirgl, jezt will i dir's g'nau sagen: Der Moserbauer hat di net ang'logen. I woast g'wisß, daß Genzl siebentausad March Wuatterguat hat, döz andere laßt der Vater springa.“

„Nachher is recht,“ meint der Hansgirgl, „ast geh i glei num dazua.“

„Halt a wengl, jezt muas dar i was sag'n. I woast dir a Hochzeiterrin mit neutausad.“

„Wo?“ sagt der Hansgirgl.

„Dös kimmt z'legt. Z'erscht muas i wissen, ob's d'magst.“

„Ja, wie wer denn i net mög'n?“

„Ma woast oft net; sie is a bißl schiafeket g'wachsen.“

„San viel G'schwister da?“

„Na, aber a ledig's Kind hat's.“

„Wer'n dö neutausad March bar auszahlt?“

„Ja, dö kriagst auf d'Hand.“

„Ast gilt's schon. Schlag ein, Feichtl!“

„Nur a bißl warten, Hansgirgl. Jezt kimmt d'Hauptsaach. Was kriag denn i?“

„Jaso! No, döz seg'n ma nacha scho, i laß mi net anschaug'n.“

„Na, na, mei Diaba, so geht der Handel net. I muas mei G'wisß ham.“

„No, wie viel verlangst denn?“

„Zwoahundert Mark.“

„Aha, döz is demericht z'viel! Hundertachzgi mag i, aba mehra net.“

Nach langem Handeln einigen sich die Zwei. Feichtl bekommt hundertneunzig Mark Schmuserlohn und muß zum Hochzeitessen eingeladen werden.

„Is ma net Angst um dö zeh'n March,“ kalkuliert Johann Feichtl, „i moa alleweil, i nimm mei Bettziachn (Bettuch) als W'schoadtüchel mit. — No, Hansgirgl,“ fährt er laut fort, „jezt will i dir sag'n, wie sie hoast. Appollonia Reischl, dem Göbbelbauer von Zusering sei Tochter. Wenn's dir recht is, nachher kumst am Sonntag nach Huglsing zum Unterwirt, da mach ma nacha d'Hochzet aus.“

„Is guat, i kim. Aha Feichtl, döz sag i dir: neuntausad Mark wann's net hat, na reiß i di in da Mitt' ausanand. Psüat di Good.“

„Psüat di Good, Hansgirgl!“

Der Bauernbursche entfernte sich langsam nach Kraglsing zu. Er warf keinen Blick zurück auf das Dorf, wo die Moserbauern Genzl wohnte, die beinahe seine Frau geworden wäre.

Johann Feichtl schaute nun wieder nach seiner Herde. Die Kühe hatten sich niedergelegt und sahen recht nachdenklich darein, während sie behaglich kauten. Sie glichen Leuten, welche sich recht satt gegessen haben und sich die Freuden des Mahles in die Erinnerung rufen. Die Schweine aber liefen noch immer hungrig und neidisch herum; sie hatten entschieden kein Verständnis für den Genuß, welchen die Verdauung gewährt.

Inzwischen war es Abend geworden. Die Bäume warfen lange Schatten, und die Fenster des Kraglsinger Kirchturmes leuchteten, als brenne es inwendig. Da nahm Feichtl sein Horn und blies fest hinein. Die Kühe erhoben sich langsam, aber ohne Widerstreben. Man sah es ihnen an, daß sie das Verlangen des Hüters billigten und den Zeitpunkt als richtig gewählt betrachteten.

Die Schweine brauchten manchen Peitschenhieb und trotteten höchst mißvergnügt auf dem Feldwege dahin.

Hinter der Herde ging Feichtl und überlegte sich, was er mit den hundertneunzig Mark anfangen sollte. Wenn ihm noch ein Schmus gelänge, könnte er sich wohl eine Kuh kaufen. Wer weiß? Das Jahr ließ sich gut an. Dann fiel ihm ein, was der Herr Pfarrer neulich gesagt hatte. „Die Ehen werden im Himmel geschlossen,“ und er dachte an Hansgirgl.

Ich sagte es ja schon: Johann Feichtl war ein Philosoph.

Frage.

Von Fröhlich-Essen.

Wenn in einem weichen Herzen
Die Verzweiflung gräßlich wühlt,
Wenn ein Armer seine Schmerzen
Inniger und stärker fühlt,
Sagen sie, es ist erlogen,
Dieser Schmerz ist Poesie,
Sind wir doch wie jener großgezogen
Und empfanden so was nie.
Gott, du weisst, was ich empfinde,
Was mein nasses Auge spricht,
Aber Herzen in der Rinde
Sehen es und glauben's nicht.“

Diese Worte August v. Rohedues schwirren mir durch den Sinn. Eilig schreite ich die Siemensstraße hinunter. Vor mir geht eine Frau in Hut und Umhang. Beides ist ziemlich abgetragen, wie ich schon aus einiger Entfernung sehe. Die Frau scheint etwas zu suchen. Ihr Kopf dreht sich bald rechts, bald links. Jezt blickt sie scheu um sich, und schnell schaue ich in anderer Richtung. Nun tritt die Frau nahe an ein Haus heran, Spahen fliegen auf, und eine Graubrotirnde, aus der jedenfalls Kinder die Krume herausgeessen haben, wandert unter ihren Umhang. Weib, schreit es in mir auf, hartherziges geiziges Geschöpf, wie kannst du es über dich gewinnen, sechs armen hungernden Vögeln ihr Futter zu nehmen, um es vielleicht deinem Schwein oder deiner Fiege als Futter vorzuwerfen. Hat die Frau meinen Born geahnt? Sie sieht sich nach mir um und — beißt gierig in die vom Regen durchnässte, von Spahen zerpickte Brotirnde. Ich gehe schneller wie sie, bald habe ich sie erreicht. Nun sehe ich ein gelbliches, blaßes Gesicht, in dem viel Leid, viel Not und Entbehrung geschrieben stehen. Die Hand mit der Rinde ist unter dem Umhang verborgen, die andere hält ein Gebetbuch. Im Vorübergehen ziehe ich tief den Hut. War's richtig von mir? Ich weiß es nicht, es geschah impulsiv, ich konnte nicht anders. Die Frau dankt mir ernst, ganz erschreckt sieht sie mich an. Wer grüßt auch eine so arme Frau!

Ein Bekannter kommt mir entgegen. Er will mich ansprechen, ich aber eile mit einem Nicken an ihm vorüber. Mag er denken, was er will, ich darf, ich kann nicht sprechen. Es sieht mir etwas im Halse, bis oben hinaus, hinunter geht es nicht, und ausspeien kann ich es auch nicht. So schlucke und schlucke ich, aber es bleibt sitzen . . . O, unsere herrliche göttliche Weltordnung! Eine den Vögeln entwundene, von übersatteten Kindern fortgeworfene Brotirnde in der rechten und das Gebetbuch in der linken Hand, und hungrige Rippen, die murmeln: Unser täglich Brot gib uns heute.

Herrgott, sie sagen, daß du die Vögel unter dem Himmel ernährst, ohne daß sie fäßen, ohne daß sie ernten. Ein Mensch, ein empfindender, denkender Mensch schreit aus tiefstem Herzen auf zu dir: du allbarmherziger, allwissender und allmächtiger Gott, gib deinem Ebenbilde, gib deiner Schöpfung Krone zu essen! Dein Ebenbild darbt. Hat dein Wille Menschen geschaffen, damit sie langsam verhungern?

Vorkämpfer.

Von John Henry Mackay.

Und als die Ersten sind wir außerlesen,
Die ersten Blöcke aus dem Weg zu räumen.
Darum hinweg mit schwächlich-seigen Träumen.
Sie schwinden — und wir fühlen uns genesen!

Warum denn noch mit Winseln und mit Jammern
Uns an die Brust der müden Mutter klammern?
Warum nicht frisch und stark auf eigenen Wegen
Dem Ziel, das unsere Zeit uns stellt, entgegen?

Das ist das Wahre: seiner Zeit zu dienen
Und dennoch sie beherrschen! — Klaren Blickes
In Zukunft schaun mit eisenharten Mienen
Und schnell mit lähner Hand in des Geschickes

Verworrene Fäden greifen, ehe sich
Zum unlösbaren Knoten unser Leben
Verschlingen kann — wer rückwärts feige wich,
Der klage nicht — der hat sich selbst ergeben!